

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 10.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 2. März 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.

42. Jahrg.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Die nächste Nummer 11 erscheint am 16. März.

Der Geist ist willig.

Novelle von Meta Schoepp.

Nachdruck verboten.

Das ganze Dorf hatte sich eingefunden. Die Alten und Jungen, Männer und Frauen. Wer nicht zur Hochzeit geladen war, wollte wenigstens zusehen. Zuerst in der Kirche, dann beim Brautvater und endlich auf dem Tanzboden. Dicht gedrängt standen sie auf den Emporen und starrten, weit nach vorn gebeugt, auf das Brautpaar herab: neugierig, hoffnungsfroh, erwartungsvoll, resigniert. Vom Alter und der Arbeit rauh gezeichnete Weiblein saßen in den Kirchenstühlen und schluchzten in ihre Schürzen, wie sie es bei jeder Trauung thaten; und die stolzen Geladenen verharren zu beiden Seiten des Altars, Hochmuth in den groben Zügen, Verlegenheit in den Herzen. Die Männer wußten nicht, was sie mit ihren behandschulten Händen machen sollten, die sich so weiß und so mächtig von den schwarzen Anzügen abzeichneten; und die Frauen fühlten sich unsicher unter den kritischen Blicken ihrer nicht geladenen Nachbarinnen und Freundinnen. Desto fester und starrer richteten sie ihre Augen auf das junge Paar, das steif und reglos vor dem Altar stand und sich bemühte, des Geistlichen ernste Worte in sich aufzunehmen, deren Sinn es wohl ahnen mochte, aber in seinem Glück nicht verstand.

„Liebet euch,“ jagte er mit seiner ruhigen, leidenschaftslosen Stimme. „Liebet euch, denn es ist fortan eure Pflicht. Daß nimmer der Tag komme, an dem eure Augen kein Wohlgefallen aneinander haben! Daß nimmer die Stunde schlägt, da eure Herzen sprechen: ich kenne dich nicht! Denn furchtbar ist des Herrn Zorn, so der Bund gebrochen wird, den man vor seinem heiligen Tische schloß. Dreimal wehe dem Frevler, der in sündhafter Begier trachtet, den Schwur der Treue und Liebe zu brechen. Dreimal wehe dem Schuldigen, der sich dem Bösen ergab, daß schlimme Gedanken in seinem Innern erwachen. Ruhelos und flüchtig soll er sein auf Erden, und die Seligen haben keine Gemeinschaft mit ihm!“

Nein, sie verstanden ihn nicht und begriffen auch wenig von dem, was er noch zu ihnen sprach. Aber ihr „ja“ klang laut und fest durch den Raum, und ihre Augen sagten einander „ich bin dir gut“. Und auf diese Sprache verstanden sie sich.

Von dem Chor herab brausten der Orgel mächtige Töne, und die Schaulustigen drängten und polsterten die schmale Treppe hinunter, um die Neuvermählten zu beglückwünschen oder doch wenigstens zu sehen. Die Hochzeitsgäste reichten sich zu Paaren, nachdem sie ihr „Opfer“ dargebracht, und verließen langsam unter Glockengeläut die Kirche. Lächelnd sah der junge Geistliche ihnen nach. Die junge Frau war ein liebes, braves Mädchen gewesen und ihr Mann ein tüchtiger, strebsamer Arbeiter. Eitel Sonnenschein nahmen sie mit hinein in die Ehe. Konnte es an Segen fehlen?

Die Glocken schwiegen, und bald lag das Kirchlein still und einsam inmitten des von goldigem Licht umfluteten Kirchhofes, und um sein Türmchen flatterten die Schwalben.

Langsam schritt der Seelsorger der kleinen Gemeinde durch die Gräberreihen; seine Augen überflogen die theils verwitterten Kreuze, an denen hin und wieder trockene, bräunliche Kränze hingen, rührende Beweise der Liebe,

die über das Grab reicht. Die meisten Hügel aber waren schmucklos, von Gras überwuchert, durch das sich wohl ein Epheuwindelein beiheiden schlängelte. Wenig Zeit hatten die Dörfler für ihre Toten. Dem Leben, dem täglichen Unterhalt galten alle ihre Kräfte, und doch reichten sie oft nicht, die armseligsten Bedürfnisse zu bestreiten. Die Geeger Bauern waren die ärmsten im Kreise. Davon zeigten in erster Linie ihre Gräber.

Leises Wimmern drang von der Kirchhofsmauer zu dem Pfarrer hinüber. Da lauerte sie wieder, die alte Martha, und sah mit ihren blöden Augen so trostlos ins Leere und strich mit den runzligen, braunen Händen über das Gras auf dem halb verwehten Hügel. Ein Tannenbaum stand zu seinen Häupten. Er hatte aber nicht Wurzel fassen können und war verdorrt,

und seine trockenen, fahlen Zweige reckten sich — ein jammervolles Bild — dem Lichte zu.

Mitleidig blieb der Pfarrer stehen und blickte hinüber zu der Aermsten seiner armen Gemeinde. Ihre Lippen bewegten sich; aber nur abgerissene, klagende Laute drangen darüber, und dabei wiegte sie den grauen Kopf hin und her, und das gramverzerrte, alte Gesicht verzog sich zum Weinen. Aber die Thränen waren längst versiegt.

Er hatte sie oft schon gesehen; doch nie hatte sie ihn so gejamert wie in dieser Minute. Ringsum Licht und lachender Sommertag und dort Nacht und Verzweiflung. Hier das junge Glück der Neuvermählten und Lachen und Zauchzen der Hochzeitsgäste und der Hochzeitsmarsch, den der Küster in einer glücklichen Stunde verfaßt, aus verstimmt Instrumenten — und



Fünfuhr-Thee-Toiletten.

(Beschreibung S. 116.)

an jenem verfallenen Hügel trostloses Elend, das des armen Weibes Empfinden für seine Umgebung stumpf gemacht.

„Martha!“ rief der Pfarrer.
Sie erschrak und laufte, ob er näher käme. Und sank dann völlig in sich zusammen. „Ach Gott — ach Gott —“
„Hattet Ihr mir nicht versprochen, tapfer zu sein? Und nun finde ich Euch doch wieder hier?“
„Ach Gott — ach Gott —“

„Gehet in Euch, Martha, habert nicht länger. Warum sehet ihr Euch nicht im Gotteshaus? Warum verschließt Ihr Euer Herz dem Trost der heiligen Schrift? Steht auf, Martha, verlaßt diesen Ort!“

Nur ein Nschzen, wimmernde Laute antworteten. Und dabei wiegte sie wie vorher den Kopf, und ihre dürren Finger glitten tastend über das Gras. Es begann bereits gelb zu werden.

„Kommt, Martha, habt Vertrauen zu mir, hört Ihr? Und denkt mal, daß Ihr auch Pflichten habt. Da ist die Noack mit dem Kleinen; sie ist doch auf dem Felde, nicht wahr? Und Ihr solltet das Kleine verwahren! So ist's doch? Und da laßt Ihr das hilflose Kind allein — wenn ihm nun etwas zustößt? Ihr habt schlecht gehandelt, Martha.“

Mühsam erhob sie sich, das große Haupt tief auf die Brust gelehnt, die welken Arme schlaff herabhängend.

„Na denn abjes auch, Herr Pastor,“ murmelte sie und hinkte an der Mauer entlang dem Ausgang zu.

Auch er ging. Nicht zufrieden mit sich. Dieses wortlose Elend schnitt ihm ins Herz. Er half und tröstete so gern; er hätte auch hier gern geholfen. Aber das Konfitorium — das Vergernis in der Gemeinde — die alten Gesetze — nein, es ging nicht. Die Strafe war gerecht. Doch ihm war nicht wohl dabei.

„Grete soll zu ihr gehen,“ beschloß er. Und als er nach Hause kam, teilte er es seiner Frau sogleich mit, und sie ging eifrig darauf ein und schrieb es in ihr Tagebuch für den nächsten Tag.

„Denn heute geht es nicht mehr, Herbert. Wir bekommen hohen Besuch. Kamilla Wartrup hat telegraphiert. Sie ist auf der Reise nach Wien, macht aber einen Umweg hierher. Sie will mich als Frau kennen lernen. Ich freue mich natürlich sehr.“

Aber das kam nicht so von Herzen, und als ihr Mann sie fragend ansah, schlug sie die Augen nieder.

„Was ist's, Grete?“

„Ach, Herbert —“

Er wußte, was sie drückte, und ein wenig Spott klang aus seinen ruhigen Worten. „Du schämst dich, Grete, nicht wahr? Daß es gar so ärmlich ist, hättest du lieber ganz für dich behalten. Sie war ein verwöhntes Mädchen, wenn ich mich recht erinnere, diese Kamilla Wartrup?“

„Ja — aber —“

„Aber? Gesetze es nur, Grete, und nun dachtest du an das Sofa, das wir uns selbst überzogen; damals fanden wir es einzig schön. Oder an den Erbtisch, dessen viertes Bein wir unter den klassischen Falten der neuen Decke so sinnreich versteckten, weil es zu den andern dreien nicht recht passen wollte. Laß gut sein, Kind. Bekommen wir die Pfarre in Rengendorf, so richten wir uns den ersehnten Salon ein, und der alte Flügel soll neue Saiten haben. Er klappert schon gar zu sehr. Aber vorläufig heißt es noch bescheiden sein. Und wir sind ja auch zufrieden, nicht wahr, Kind?“

Sie nickte lächelnd. Als sie jedoch später vor ihrem Kleiderschrank stand und vergeblich nach einer halbwegs modernen Toilette suchte, lag ein recht bitterer Zug um ihren Mund, und in den braunen Augen funkelten zwei helle Thränen. Ja, er hatte recht. Sie schämte sich. Schämte sich recht gründlich. Was sollte Kamilla denken, wenn sie ihr so entgegentrat! Die hochmütige Kamilla mit ihrem beißenden Sarkasmus, mit ihrem scharfen Blick, der bis ins Innerste drang. Dieses Wiedersehen nach zweijähriger Ehe war gar zu beschämend. Sie hatte sich's anders ausgemalt.

Und doch war sie freudig überrascht bei der Freundin Erscheinen. Nichts von Spott und Mitleid zeigte sich in dem schönen, stolzen Antlitz. Nichts in ihrem Neuhäutern erinnerte an die reiche Tochter eines vornehmen Hauses, und Gretens Herz wallte über von Dankbarkeit und Liebe gegen Kamilla, daß sie ihr eine schwere Stunde erspart. Donnernd war die wacklige Mietskutsche, mit den mächtigen, knochigen Säulen bespannt, über die holprige Landstraße dahingerollt, die Leute waren vor die Thüren gestürzt — eine Mietskutsche war in Heeg ein Ereignis — und waren neugierig herzugelaufen, als sie vor dem Pfarrhause hielt. Und da öffnete sich der Wagenschlag, und eine große, fremde Dame stieg aus, und die kleine Frau Prebiger lief ihr entgegen und schloß sie in die Arme, und der Herr Pastor küßte ihr die Hand und sagte „Willkommen!“ und dann gingen sie ins Haus. Vorsichtig wurde der braune Lederkoffer vom Rüttler nachgetragen, die Pferde im „Krug“ ausgespannt, und der gesprächige Koffelentker erzählte den laufenden Bauern so viel oder noch mehr, als er wußte.

Grete führte Kamilla in das für sie eingerichtete Zimmer und hörte mit Genugthuung ihr „wie reizend!“ Ja, es machte sie gesprächig und ganz glücklich, jodaß sie bereits in der ersten halben Stunde von ihren Sorgen und Hoffnungen und Wünschen plauderte, rüchhaltlos, wie sie es auch früher in der Pension getan. Und ein inniges Mitleid durchzog der Freundin Herz, als sie von den fünfshundert Thalern hörte, die Herbert bar bezog, von denen auch noch die einst gestundeten Kollegs bezahlt werden mußten. Die Armen! Und doch waren sie glücklich! Dann fragte sie sich, ob sie recht that, Greten das für ihre Verhältnisse kostbare Geschenk zu übergeben, einen prächtigen Tafelaufsatz auf marmorern Sockel. Sie wurde ganz verlegen, als sie der kleinen Frau sprachlose Freude darüber sah.

„Was wird Herbert sagen! Ach, Kamilla, das ist so schön! Das paßt garnicht für uns! Dank! Tausend Dank! Ich muß es ihm nur gleich zeigen. Und du machst es dir bequem, nicht wahr? Und wenn du hinunterkommst, trinken wir Kaffee unter der Linde. Wir haben einen sehr schönen Garten, Kamilla!“

„Ich werde mich beeilen, Kleine, auf Wiedersehen!“

Sie vertauschte ihren Reiseanzug mit einem einfachen, dunklen Hauskleid, steckte die dunklen Flechten fester und ließ sich auf dem Sessel nieder, den man — wie genau sie es wußte — ihr zu Ehren heraufgeholt. Ihre Blicke flogen über die weißen Wände zu den niederen Fenstern, haften auf dem teppichlosen, rohen Fußboden, den gestopften Gardinen und den

steifen, schweren Holzstühlen, und das Mitleid verwandelte sich in zunehmende Bangigkeit. Das verwöhnte Kind des Reichthums erschrak vor der hier sich offenbarenden Armut. Aus allen Ecken grinsten sie ihm hohläugig entgegen, verdickte die Luft mit ihrem giftigen Atem. Kann hier die zarte, lichte Göttin Poesie weilen? Muß sie sich nicht schauernd abwenden von dem düstern Gast, bei dessen Einzug sie sich zitternd verbarg?

Kamilla war eine zarte, überaus feinfühlende Natur, zu der sich ein hervorragend ausgebildeter Sinn für das Schöne gesellte. Wenige nur suchten hinter ihrem spöttischen Lächeln, ihrer hochmütigen Miene ein tieferes Gemüth. Die es aber gefunden, waren überrascht von dem reichen Schatz, den sie so ängstlich vor den Augen der Welt geheim hielt. Als sie Grete, die hübsche, kleine Grete in dem von ungehörter Hand gearbeiteten, schwarzen Seidenkleid sah, wie sie ihr zaghaft, unsicher entgegenkam, wie sie ihre harte, kleine Hand hielt, als sie in das Gesichtchen blickte, in dem auch nichts mehr an das übermütige, fröhliche Mädchen erinnerte, da hatte sie sie voll unjünglichen Mitleids an sich gezogen und nur mit Mühe das Erschrecken verborgen, das der Anblick der Freundin in ihr erweckte. Können denn zwei Jahre aus einer lieblichen Mädchenknospe eine Frau schaffen, die in der Sorge um das tägliche Brot ihre Ideale, ihre Gewohnheiten vergaß? War diese alternde, magere Frau die hübsche, kleine Grete, der alle zu Füßen lagen, die von jung und alt verwöhnt war? Sie hatte alles reizend, alles wunderhübsch gefunden, sogar die abscheulichen, bunten Delbrücke über dem Sofa, und dabei der vornehmen Häuslichkeit gedacht, in der ihre kleine Freundin aufgewachsen. Grete war ein angenommenes Kind, und als die Pflegeeltern starben, blieb ihr nichts, nichts als das Mitleid, und ihre früheren Freunde kannten sie nicht mehr. Nur einer. Und das war der Kandidat der Theologie, Herbert Brinmann, der in dem gastreichen Hause zweimal in der Woche Freitisch genoß. Er hatte nicht vergessen, daß sie in den Tagen des Glücks freundlich mit ihm gesprochen, daß ihre Augen oft teilnehmend auf ihm geruht; und als sie von allen verlassen, hatte er sie in das bescheidene, kleine Pfarrhaus geholt, wo sie nun als seine Hausfrau schaltete. Kamilla hatte die Botschaft in Florenz erhalten. Im Glück hatte sie die Freundin zurückgelassen — kaum vermochte sie den traurigen Umschwung ihrer Verhältnisse zu begreifen. Und ob sie sich über die Heirat freuen sollte, wußte sie nicht. Die übermütige, kleine Grete und der wortfarge, immer ernste Theologe mit seinen strengen Ansichten über die Aufgaben des Lebens — konnten sie denn einander verstehen?

„Milla! Milla! Kommst du denn nicht?“ rief Grete vom Garten hinauf und schreckte sie aus ihrem Sinnen. Rasch stand sie auf und eilte die schmale Holzstiege hinunter, die zu ihrem Giebelzimmer führte. Sie ärgerte sich fast über ihre düstern Gedanken. Gretens Briefe lauteten alle glücklich, alle zufrieden; was ließ sie daran zweifeln?

Nur der kahle, düstere Raum mußte schuld sein. Als sie den beiden unter der Linde gegenüber saß und Grete mit komischen Grimassen zu zeigen versuchte, wie Herbert beim Anblick des Tafelaufsatzes ausgesehen, lachte sie herzlich mit, und alle Befangenheit war gewichen. Der Kaffee schmeckte vortrefflich unter dem freien, blauen Himmel, und das selbstgebackene Weizenbrot mundete besser als der süßeste Kuchen. Auf Gretens Wunsch erzählte sie von ihren Reisen, vom Theater und ihren einstigen Bekannten, und wenn Herbert zuerst auch mißbilligend den Kopf schüttelte, mußte er doch bald in die Lustigkeit der beiden miteinstimmen. Kamilla hatte die Gabe, alles von der lustigen Seite zu sehen, und dabei konnte sie auf Kosten ihrer Helden recht böshaft sein.

„Du hast ihn wohl recht lieb?“ fragte Kamilla, als sie beide allein waren.

Grete sah sie groß an. „Gefällt er dir?“

„Das solltest du doch wissen.“

„Weil ihr euch immer so angelegentlich über Kunstgeschichte unterhieltet? Ach, Milla, wie lange ist das her! Ich denke manchmal, es war alles ein Traum. Und er wird's wohl auch glauben. Für Kunstgeschichte haben wir hier keine Zeit. Die Ideale gab's nur in der Theorie. Hier müssen wir aufpassen, daß unser Land gut trägt und die Bauernkinder ihren Katechismus auswendig können und die Häupter gut legen — und nun hat mich Herbert sogar als Krankenpflegerin angestellt — die Praxis, Milla — ist schrecklich!“ Die hellen Thränen standen ihr in den Augen.

„Grete!“

„Du hast ja keine Ahnung, Milla! Wie er's anhält, begreife ich nicht! Aber es ist doch noch leichter für ihn, denn er hat es ja nicht anders gekannt seit seiner frühesten Jugend. Aber ich — ich — alle haben mich benedict — und nun so! Und ich kann die Erinnerungen nicht los werden. Und ich habe nur einen Wunsch — noch einmal, ein einziges mal glücklich sein; so recht von Herzen glücklich. Ich hatte mir's anders gedacht, Milla. Sieh mal meine Hände, Milla; und weißt du noch? Ich hatte die schönsten Hände in der ganzen Pension. Arm sein ist schrecklich. Es giebt nichts so Schreckliches als arm sein!“

„Grete! Liebe, arme Grete!“ Sie nahm der Freundin Hände in die ihrigen und blickte ihr innig in die traurigen, nassen Augen. „Sage, liebes Herz, kann ich dir helfen? Wir haben früher Leid und Freud geteilt. Ich hatte ja keine Ahnung von deinem schrecklichen Schicksal! Und daß du meiner vergessen konntest — willst du meine Hilfe annehmen?“

„Nein,“ und Grete warf stolz den Kopf zurück. Doch gleich darauf war sie wieder das weinende, verzweifelte Kind. „Niemand kann mir helfen, Milla, niemand. Es ist schon so ein Glück, daß ich einmal mit jemandem sprechen konnte — daß ich mit dir sprechen konnte. Er darf ja nichts davon wissen. Er ist so gut — aber — ja, man muß ihn erst kennen lernen. Und wenn wir erst in Rengendorf sind und Verkehr mit Leuten haben, die uns gleichgestellt sind, wird's auch besser gehen. Die Menschen fehlen mir, Menschen, die wie ich denken. Aber nur das Vieh und die Ernte und ab und zu eine Hochzeit, meist ohne Kranz und Schleier — ach, Milla, es ist so eintönig. Als ich den Pfarrer von Wafefeld las, hat's mich geschüttelt, und nun ist's hundertmal ärger!“

Konnte Kamilla trösten? Sie streichelte die kleine, arbeits-harte Hand; aber zu dem Mitleid gesellte sich wieder das Unbehagen; und sie sah auch wieder Schatten und — wie sehr sie sich auch gegen dieses Gefühl sträubte, sie wünschte nicht hierhin gekommen zu sein. Sie war der Freundin fremd geworden.

Sie hatten nicht mehr dieselben Interessen, nicht mehr dieselben Freuden. Sie wußte nicht, wovon sie sprechen sollte, um nicht anzustoßen; und das machte sie unsicher. Sie sah Gretens tiefen, leidenschaftlichen Schmerz — und sagte sich bekümmert, daß er ungerecht war, obgleich sie ihn nur zu wohl begriff. Wenn sie durch ihren Besuch die Unzufriedenheit der armen Frau vergrößerte? Mußte sie nicht vergleichen? Mußten nicht freundliche Bilder der Vergangenheit aufsteigen? Und was dann?

„Mut, Grete! Mut!“ sagte sie herzlich und trocknete ihr die Thränen. „Und — wir wollen mit deinem Mann sprechen. Diesen Winter verbleibst du bei mir. Willst du?“

„Ach, Milla —“

„Kein Ach; es muß gehen. Familie habt ihr nicht, also läßt sich schon eine Vertreterin wählen. Was man will, das kann man auch. Und nun mache wieder ein fröhliches Gesicht, Kleine, und zeige mir deinen Garten, du weißt ja, daß Landwirtschaft von jeher mein Steckpferd war.“

Sie gingen durch den schmalen Weg, und Grete erzählte von den Kartoffeln und dem Mais und von der Annahme des Küsters und der Unmoralität auf dem Lande; aber nicht wie einst, überlegen, spöttisch — nein; die kleinlichen Verhältnisse hatten sie zu der Kleinbürgerin gemacht. Und Kamilla lächelte spöttisch.

Vom Fenster seines Antzimmers sah Herbert ihnen nach. Er wußte, daß seine Grete einmal gründlich ihr Herzchen ausschüttete; daß sie alles erzählte, was ihr Böses widerfahren. Und zum erstenmal stieg statt des Mitleids eine wehe Bitterkeit gegen sie in ihm auf. Das durfte sie nicht; um seinetwillen nicht. Er hatte gethan für sie, was er vermochte. Er hatte ihr eine Heimat gegeben. Sie wußte, daß sie an seinem Herzen eine Zusage fand. Und wenn sie zu ihrem neuen Beruf keine Liebe und Hingabe fühlte, mußte die Pflicht ihr den richtigen Weg zeigen. Sein Weib durfte sich nicht hinreißen lassen, sich vor diesem stolzen Mädchen so zu demütigen. Kamillas Mitleid trieb ihm die Schamröthe ins Gesicht.

Sie freilich hatte sich nicht verändert in der Zeit, da er sie nicht gesehen. Ihre ruhige, selbstbewußte Haltung, der klare Blick ihrer dunklen Augen, die Altstimme, ihr Lächeln, alles, alles wie damals. Doch die Schranke zwischen ihnen war viel, viel größer geworden. Er hatte Kamilla einst schön gefunden, und wenn sie dem armen Kandidaten ein paar freundliche Worte gönnt, vergaß er den nagenden Hunger, und er war ein Glücklicher in seinem ärmlichen Stübchen. Wie ein schöner, glänzender Stern war sie ihm einst erschienen, der seine Bahnen ruhig in dem ihm vorgeschriebenen Kreise zieht. Und sehnd hatte er zu dem leuchtenden Gestirn aufgesehen.

Und jetzt? Jetzt traf sie ein feindseliger Blick, und er wünschte, sie hätte Greten vergessen, wie die andern es gethan. Er setzte sich an den Arbeitstisch, ergriff die Feder und starrte vor sich hin ins Leere. Und ohne daß er's wußte, war er wieder der mittellose Student geworden. Doch nun blendete ihn das Licht.

„Zwei, drei Tage will ich bleiben,“ hatte Kamilla am Tage ihrer Ankunft gesagt. Nun war der fünfte, der Sonntag gekommen, und sie bewohnte noch das kleine, dürftige Giebelstübchen. Grete wollte nichts von der Abreise hören. „Du mußt ihn predigen hören,“ hatte sie gebeten, „am liebsten habe ich ihn, wenn er predigt.“ Und sie war geblieben.

Ein großer, prächtiger Feldblumenstrauch stand an ihrem Fenster. Herbert hatte ihn auf Wunsch seiner Frau gepflückt, damit er doch wenigstens den guten Willen zeige, aufmerksam zu sein. Sie ärgerte sich über ihn. Bei Tisch saß er gewöhnlich schweigend und ernst und vermied es fast ängstlich, an die Vergangenheit zu rühren. Und wollte man einen Spaziergang unternehmen, so entschuldigte er sich mit seiner amtlichen Thätigkeit und schloß sich in sein Zimmer.

„Ich begreife ihn nicht,“ sagte Grete zu der Freundin, „er war ja eigentlich niemals ein guter Gesellschafter; er hatte auch keine Gelegenheit, es zu werden. Aber schüchtern war er auch nicht. Ich sage dir, Milla, das Landleben verdirbt den besten Menschen. Jede Form verlernt sich.“ Sie lachte dabei gezwungen auf.

Aber Kamilla blieb ernst. Er interessierte sie.

Und seit gestern war dieses Interesse wärmer geworden. Grete hatte ihr Haus für den Sonntag in Stand gesetzt, und Kamilla war hinaus aufs Feld gegangen, bis zu der Höhe hinter dem Pfarracker. Still und friedlich lag das Dörflein vor ihr, halb versteckt unter den alten Kastanien und Birnen, und zwischen den Blätterdächern leuchtete des Pfarrhause's rotes Ziegeldach im Abendsonnenglanz. Verthen trillerten in den Lüften, von den Wiesen stiegen wüßige Düste, und der junge Gänsehirt blies schwermütige Weisen auf seiner kunstlosen Weidenflöte. Ein nie gekanntes Gefühl des Friedens kam über das Weltkind. Der blaue, weite Himmel, der fessellose Blick über die wohlbestellten Felder, der sinkende Sonnenball und die feierliche Stille ringsum ließen sie das Wesen des göttlichen Odems ahnen, und als von dem Kirchlein helle, zitternde Glockenklänge herüberdrangen, faltete sie unwillkürlich die Hände, und in ihren Augen schimmerte es naß. Als sie sich umwandte, sah sie ihn vor sich stehen. Er mußte sie lange schon beobachtet haben, sie hatte sein Kommen nicht gehört. Und plötzlich stieg eine tiefe Röte in ihre Wangen, und fast verlegen senkte sie den Blick. Es war ihr peinlich, daß er sie in diesem Augenblick überrascht hatte. Doch das währte nur kurze Zeit; dann sah sie verwundert zu ihm auf, als wollte sie sich überzeugen, daß dieser Mann wirklich Herbert Brinmann, der wortfarge, ernste Geistliche sei. Sie sah in tiefe, jenseelvolle Augen, aus denen ihr ihre eigene Empfindung entgegenstrahlte, und sah einen Ausdruck auf dem ernsten, stillen Gesicht, den sie da nimmermehr vermutet hatte. Und was er sagte, war so anders, so ganz anders, als sie es sonst von ihm gehört. Das sprachen nicht die Lippen — das kam aus einem Herzen, das dem Hören, dem Schönen heiß entgegen-schlug. Er war auf einmal nicht mehr der Landpfarrer mit seinem engen Wirkungskreis, den sie um der Freundin willen bemitleidete, er war der Priester der Gottheit, die sie allein gelten lassen wollte, der Schönheit, der Kunst.

Sie wußte nicht, wie sie in dieses Gespräch gekommen, kaum was sie auf eine hingeworfene Frage antwortete. Nur seine Worte hörte sie; und sie meinte, jedes einzelne dringe tief in ihre Seele. War das, was er sprach, nicht ihr innerstes Gefühl? Hörte sie nicht dieselbe Sehnsucht daraus, die sie erfüllte, die Sehnsucht nach dem Vollendeten — dem Licht! Sie sah, daß sie sich in ihm getäuscht; daß er

ängstlich alles in sich verschlossen, was ihn über seine Umgebung stellte. Und auch darin sah sie den ihr verwandten Zug und wunderte sich, daß sie sich nicht längt, längst gefunden.

Er las ihre Gedanken auf ihrem Antlitz, und bitter wallte es in ihm auf. „Lassen Sie uns umkehren, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „der Friede hier herum hat mich hingerissen, daß ich mich verlor. Daß Sie mir so freundlich zuhörten, war sehr gütig von Ihnen. Von früher bin ich es fast von Ihnen gewohnt.“

Erstaunt richtete sie ihre klugen Augen auf ihn. „Nur auf der Höhe wohnt die Freiheit. Nun wir uns den Gründen zuwenden, wird es dunkel. Sehen Sie, wie tief unten die Kirche steht. Meine arme Gemeinde sieht zuviel Schatten um sich. Und ich berauschte mich am Licht. Und doch muß ich denken wie sie und fühlen wie sie, damit ich sie und sie mich verstehe.“

Schweigend waren sie zurückgegangen. Und Grete schlug verwundert die Hände ineinander, als sie sie so ernst, fast feierlich kommen sah.

Kamilla dachte daran, während sie vor dem kleinen Spiegel stand, um ihre Toilette zu vollenden. Sie dachte daran, als sie ihn von ihrem Fenster aus beobachtete, wie er, die Hände auf dem Rücken, auf und ab zwischen dem hohen Kartoffelkraut einherging. Sie wußte nicht, wie ihre Blicke an seinem ersten Antlitz hingen, wie sie ganz, ganz im geheimen wünschte, daß er ihr an einem andern Orte denn hier begegnet wäre. Und sie grollte der Freundin, daß sie es nicht verstand, diesem Manne mehr zu werden als nur seine Gefährtin. Wie kleinlich kam sie ihr nun vor in ihrem Schmerz.

Und auch er dachte daran und sah ihre feuchten, schönen Augen vor sich und ihren gesenkten Kopf und den weißen, zarten Hals, und seine Lippen flüsterten mechanisch: „Du sollst nicht — du sollst nicht —“ Aber sein Herz wußte nichts davon; sein Herz sehnte sich, ihre Stimme zu hören, und seine Seele verlangte nach ihr. Er zürte ihr, daß sie gekommen, und doch hätte er sie nimmer von sich lassen mögen. Sie war das Licht, an dem er sich berauschte; für ihn war sie die Schönheit, der Inbegriff des Schönen, der Stern, nach dem er sich in Sehnsucht verzehren würde.

Kühelos ging er auf und nieder, und ein harter Kampf folterte sein Inneres. Er kämpfte um Frieden, um Ruhe; kämpfte gegen die Macht, die Gewalt über ihn haben wollte. Aber die Stimmen in seiner Brust ließen sich nicht zum Schweigen bringen. Sie sprachen von einer fremdlosen Jugend, von Not und Entbehrung, von unermüdlicher Arbeit — und von Pflichten, Pflichten, Pflichten.

Und in unerreichbarer Ferne schwebte das Licht .. (Schluß folgt.)

Was man in Frankreich liest.

Von Dr. Kaethe Schirmacher.

Nachdruck verboten.

I.

Soll Ihnen von französischer Litteratur berichten? Sehr gern: Bücher werden genug geschrieben; interessant wird es vielleicht auch werden, denn der Mensch ist sich selber doch immer noch das Anziehendste; ob aber auch erfreulich? — Das frage ich mich; denn Frankreich steht, wie Deutschland, augenblicklich im Zeichen literarischer Dürre.

Dabei sind es aber gewiß nicht die sogenannten „amateurs“, die in der französischen Litteratur fehlen. Die Bücher mit bunten Titelblättern und Bignetten sind zahlreich; das neueste ist Dans les Coins von Weber; Cherbulliez, der ja bekanntlich nicht an allzu großer Tiefe leidet, hat eben einen Roman in der Revue des deux Mondes beendet; der unermüdliche „Gyp“ hat einen letzten Band veröffentlicht; Malot, Gréville, kurz, die ganze französische Litteratur zweiten Ranges, die einfache Unterhaltungslitteratur ist vollzählig vertreten. Daß übrigens „Gyp“ eine Dame und eine Dame aus der großen Gesellschaft ist, wissen Sie gewiß seit lange; die Comtesse Martel ist aber seit einiger Zeit leidend und vielleicht nicht ganz unbedenklich. Man hatte übrigens seit einigen Monaten dem Publikum auch den Roman einer hier sehr bekannten Schauspielerin versprochen, die im letzten Sommer glänzende Triumphe in Petersburg gefeiert hat und sich mit dem anspruchsvollen Namen Diane de Pough schmückt. Der Titel des Buches lautete: Insaisissable — und wenn ich mich recht entsinne, sollte viel Selbsterlebens in dem Roman zur Sprache kommen, sodaß man in den eingeweihten Kreisen bereits auf einige erfreuliche Indiscretionen den Mund spitzte und sich darauf freute, die Unterhaltung mit einigen Messerspitzen von zerbitterener Nächstbenliebe pfeffern zu können. Aber bisher scheint „Insaisissable“ eben insaisissable geblieben zu sein, ich habe nichts mehr davon gehört.

Hat man sich durch dieses üppige Gewucher der reinen Unterhaltungslitteratur hindurchgearbeitet, so richtet man unwillkürlich seine Blicke auf die Höhen der Litteratur, ob denn von da keine Hilfe kommen will. Vorläufig aber schweigt alles: Alphonse Daudet, dessen letztes Buch: La petite Paroisse wirklich des Autors unwürdig war, arbeitet an einem neuen Werk: Soutien de famille. Möge es ihm besser gelingen als La petite Paroisse; aber ich habe so eine Befürchtung. Es ist bei diesem Autor alles sehr edel gedacht, aber neuerdings auch sehr wackelig in der Form und Ausführung.

Nach Daudet — Bourget. Auch dieser Meister, der übrigens ein glühender Goetheverehrer ist, sitzt noch an der Arbeit, und Idylle tragique wird erst in einigen Wochen in der Revue de Paris beendet werden, und dann soll sofort ein Theaterstückchen: L'Ecran in Arbeit gehen. Auch über den Wert von Idylle tragique habe ich im voraus meine leisen Zweifel für wen der Salon die Welt bedeutet, der muß zuletzt in dieser parfümierten Umgebung zum mindesten Kopfschmerzen bekommen, und dann schreibt man keine kraftvollen Bücher mehr.

Aber Zola? werden Sie fragen. Von dem schwieg bis vor kurzem alles; eine große Stille war über den Wassern seiner Schöpfung. Während Daudet und Bourget sich hin und wieder noch einmal interviewen ließen, schien der große Emile in diesem Punkte intraitable. Als ihn unlängst ein Journalist aufsuchte, um seine Ansicht über den großen Sensationsprozeß de Raybe zu erfahren, der Frankreich acht Tage lang in Aufregung gesetzt hatte, war des Meisters erstes Wort: „Ich habe die Sache so wenig verfolgt, ich bin so beschäftigt.“ Daß Zola beschäftigt war, das wußten wir seit lange; was aber

sein neues, soeben angekündigtes Buch enthält — die übliche Jahresfrist seit Lourdes ist überdies seit lange verstrichen — davon ist wenig in das Publikum gedrungen. Man weiß nur, daß Rom der Gegenstand des Werkes ist, und hat im Sommer mehrmals von Herrn Zolas Pilgerfahrt dorthin, von Verboten des Papstes, ihn zu einer, wenn auch nur ganz gewöhnlichen Audienz zuzulassen, gefabelt. Was daran wahr ist, wissen nur seine Intimen, und wir andern müssen warten, bis wir den neuen Band in Händen haben.

Bis jetzt habe ich Ihnen nur von allem erzählt, was nicht da ist. Sie werden nun daher etwas Positives aus der guten und wertvolleren Litteratur haben wollen. Da lassen sich zuerst einige allgemeine Züge hervorheben, die der kleinen Gruppe von etwa fünfzehn Schriftstellern gemeinsam sind, welche, außer den eben Genannten, die Zweenlitteratur der Zeit vertreten und daher ihre Bestrebungen kennzeichnen. Denn, nicht wahr, in der schönen Litteratur hat die Zeit ihren Spiegel; in der schönen Litteratur giebt sie sich ihr Ideal, sieht sie ihre Gewissenskämpfe und Prinzipienfragen aus. Suchen wir also das heutige Frankreich durch seine Zweenlitteratur zu verstehen.

Der erste Hauptzug der erwähnten Schriftstellerguppe ist ihre bunte Zusammensetzung aus aller Herren Länder, ihr Kosmopolitismus. Wohl ist die Mehrzahl rein französischer Geburt: die beiden Kosny, Hervieu, Barrès, Chandclair, Rod z. B. ist aber schon französischer Schweizer; Guyssmans und Maeterlinck sind Belgier, Rodenbach gleichfalls. Viele-Griffin ist gar ein Amerikaner.

Und noch weit bunter als ihre Rassenmischung ist das Fremdländische ihrer Weltanschauungen: sie haben — und das ist für eine so stolze und abgeschlossene Nation wie Frankreich eine ganz andere Leistung als wie für uns, die wir so leicht Fremdes annehmen — sie haben allesamt mehr oder minder folgende drei Einflüsse verspürt: den russischen Tolstois; den deutschen Schopenhauers und Wagners, auch etwas Nietzsche; endlich den norwegischen Ibsens. Diese Einflüsse gehen nun aber gar nicht in derselben Richtung: Tolstoi und Schopenhauer predigten, daß die Welt ein Jammerthal, das Leben nicht viel wert sei, sie lähmten also, was an Energie vorbanden war. Nietzsche und Ibsen hingegen lehrten, fest, selbstbewußt und energisch aufzutreten, und aus Wagner konnte man, je nach Belieben, das eine oder das andre, die Abkehr vom oder den Willen zum Leben machen. In seiner Entwicklungszeit solchen widersprechenden Einflüssen ausgesetzt zu sein, ist aber nicht gerade ein Glück; für schwache Charaktere, die nicht von innen heraus und von vornherein wissen, wo sie hingehen sollen, ist es sogar ein wahres Unglück. — Zu diesen ausländischen Einwirkungen kam dann noch der inländische Zolas und des Naturalismus. Da Zola sich ganz bewußt auf eine genaue Beschreibung gerade des Außerlichen wandte und betonte, daß wir alle von unsrer äußeren Umgebung, von dem Milieu, in dem wir leben, beeinflusst werden — worüber er freilich nie die Ideen und die Seelen vergaß — so wurde diese Zolaische Methode, die Außenseite der Dinge zu beschreiben, einfach Thatsachen festzustellen, zu beobachten, zu schildern, ohne seine eigne Meinung dabei zu sagen, sehr bald für viele, die zwischen all den „Einflüssen“ und Wörtern aufismus — Tolstoisismus, Ibsenismus, Wagnerianismus — sich keinen Rat wußten, der Ausweg. Daher hat die ganze heutige Schriftstellergeneration in Frankreich das eine gelernt: scharf beobachten und genau analysieren. Das ist eine Gewohnheit, die unserm wissenschaftlichen Zeitalter ja auch durchaus entspricht.

Zugleich ist den Schriftstellern der Zolaischen Schule aber auch die soziale Frage, von der die Frauenfrage ein Teil ist, die Frage der Massen, ihres Lebens und Geschicks nahe getreten. Zolas machtvolle Analysen der großen Gesellschaftsschichten jedoch, die Maupassant mit seinen scharfen Radierungen für die oberen Klassen ergänzte und zu denen Bourget seine Federzeichnungen fügte, die er in den Salons mit einer vergifteten Tinte Strich für Strich zusammenlegte — das alles gab ein so dunkles Bild von der Welt, es zeigte so viel ungelöste Fragen, eine so unendliche Arbeitsmasse, so viel Düstereis und so wenig Freude, daß mehr als einer entsezt zurückwich und, um nicht vorzugehen zu müssen in die dunkle, schwere Zukunft, einen Rückweg in die Vergangenheit oder Nebenwege, die die Fragen umgehen, suchte. Ein Ausdruck dieses Tappens, Tastens und Ringens liegt daher in der heutigen französischen Litteratur, und ich will versuchen, Ihnen nacheinander die einzelnen Lösungen vorzuführen, die man auf diesem Gebiet für das Rätsel des Daseins gefunden hat.

Eine Bemerkung sei vorher noch gestattet. Ebenso wie man im Handgemeine wenig danach fragt, ob einem die Kravatte richtig sitzt, noch bei Rettung vom Schiffbruch auf korrekte Kleidung sieht, so ist es auch in der französischen Litteratur gegangen: die alte Uebelkennung, daß ein Buch klar und übersichtlich gegliedert, daß es gut geschrieben, leicht lesbar und fesselnd sein muß — die ist leider, leider in dem Gewir der Weltanschauungen, der Problemlösung und des angstvollen Suchens verloren worden. Das ist eine ungeheure Einbuße nicht nur für Frankreich, sondern für die Welt. Bisher hatten wir Deutschen allein das Vorrecht, sehr tief sinnige Bücher zu schreiben, die nur wir — und auch nicht wir alle und auch nicht immer — lesen und verstehen konnten. Jetzt geht die Unklarheit, die Schwere in litterarischen Dingen, das wohlgemeinte Stottern und das tief sinnige Stammeln auch auf unsre Nachbarn über. Traurig! Die Welt verliert dabei: eine schöne, mildeleuchtende Lampe geht aus, und kleine, zitternde Talgkerzen treten an ihre Stelle.

Die radikalste Antwort nun auf die Frage: „Was sollen wir mit dieser verworrenen Welt machen?“ geben die Poeten, und dazu rechne ich auch Maeterlinck, den mystischen Belgier. „Wir wollen sie ignorieren,“ meint er; wenigstens geht das deutlich aus seinen Werken hervor. Das bekannteste unter ihnen ist Princesse Maleine, mit der Maeterlinck vor etwa zwei Jahren vor das französische Publikum trat. Eine Poesie — übrigens dramatische — die mit Shakespearescher Kraft (böse Zungen sagen: mit Shakespeareschen Federn) eine ganz unwahrscheinliche, unmögliche Träumerei und Stimmung verbindet; ein Dichter, der einen Springbrunnen „schluchzend“ verstummen und die Liebenden sich durch phantastische Kombinationen trennen oder finden läßt, der dazu kaltblütig alles abschlachtet, ermordet oder vergiftet, was ihm der „Geist“ als vernichtungswürdig bezeichnet — der ist natürlich nur für eine kleine Schar Leser bestimmt, die, gleich ihm, ganz Phantastie und poetische Stimmung sein können. Die werden auch

einen großen, wirklich mystischen Genuß an ihm finden. Wer so nicht angelegt ist, wird hingegen in ein unaussprechliches Gelächter ausbrechen; wie jenes Theaterpublikum in Wien, das sich bei der Aufführung von L'Intruse garnicht halten konnte. Es hatte eben vergessen, daß ihm hier eine Träumerei und nicht ein Schauspiel geboten wurde. Maeterlinck ist aber der einzige, der die naturalistische Methode verachtet und nicht beobachtet. Seine Brüder in Apoll, die Poeten in Versen, schrieben zwar auch die heutige Welt mit ihren Fragen und Häßlichkeiten von sich ab, aber sie beobachteten trotzdem, was sie beschreiben wollen, sehr genau. Henri de Régnier, Stéphane Mallarmé und François Vielles-Griffin suchen der Natur ihre intimsten Reize abzulauschen; oft werden sie dabei allerdings so unwahrscheinlich, unverständlich und gesucht wie jene naturalistischen Maler, die grüne Gesichter und violette Pferde malen. Sie suchen — besonders Mallarmé — etwas darin, unverständlich zu sein; sie streben zugleich nach der Herstellung eines neuen Versmaßes, da der Alexandriner, wie sehr man ihm auch das altmodische Casurgehör gelodert hat, doch noch immer ein Vers ist. Sie versuchen also den „vers libre“, den wir Deutschen sehr gut vertragen (es ist rhythmische Prosa), gegen den die französischen Ohren sich aber wehren.

Während nun diese Mystiker und Symbolisten von der Häßlichkeit des Lebens nichts wissen und seine ernststen Pflichten nicht anerkennen wollen, macht sich eine andre Richtung unter der Führung von Guyssmans geltend: sie wollen die moderne Welt durch den Glauben von ihren Leiden erlösen. Und diese Neubelebung des Christentums geht in der heutigen französischen Gesellschaft sehr stark um. Sie datiert nicht von heute: Tolstoi steht an ihrer Quelle; Wagner mit seinem mittelalterlichen Kirchenkultus hat die Bewegung genährt; Zola hat seinen Réve darauf gebaut, Bourget in Terre Promise seine Heldin als ein gläubiges und nach ihren christlichen Anschauungen handelndes Mädchen geschildert — die Bewegung ist also von langer Hand vorbereitet. Sie ist sogar, wenn man dem Buch von Jules Bois Les petites religions de Paris glauben darf, durchaus nicht auf den Katholicismus beschränkt, sondern entspricht einem allgemeinen Glaubensbedürfnis unsrer müden Zeit, die ihre Sorgen auf den Herrn werfen möchte und der es gleich ist, ob sie von Christus oder Buddha erlöst wird, wenn man sie nur erlöst.

Ich habe dieser Bewegung stets mit dem größten Skepticismus gegenübergestanden: schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Und von der Unfruchtbarkeit dieser Bewegung in den oberen Klassen hat mich das Buch des neuesten Apostels Guyssmans noch mehr überzeugt. Guyssmans war zuerst Anhänger Zolas und schrieb ein ganz ausgezeichnetes Buch aus dem Volksleben: Les Soeurs Vatar. Dann zog ihn die mystische Nachtseite des Lebens an, er schrieb sein wirres und wüßtes La-bas — und jetzt, von all diesen Häßlichkeiten abgestoßen, ruft er seiner Zeit ein: En route* zu, was wohl bedeuten soll: macht euch auf den Weg und befehrt euch.

Ist eine Bekehrung à la Guyssmans aber der Rede wert? Sehen Sie selbst: der Held des Buchs, Durtal, kehrt aus drei Gründen wieder in den Schoß der Kirche zurück — er ist des Lebens überdrüssig (weil er es nämlich gemißbraucht hat); er liebt die Kunst (und findet sie in den alten Pariser Kirchen, in der alten Pariser Kirchenmusik wieder); endlich — er ist aus einer frommen Familie — empfindet also eine angeborene Neigung für das Heilige. Das Weshalb, Warum und Wie seines religiösen Bedürfnisses wird in langen, oft wirren Seiten abgehandelt; die neuen Pariser Kirchen mit ihrer Glätte und Kälte, die schlechte, moderne Kirchenmusik, die Geschäftsmäßigkeit der Priester — alle bekommen ihr Teil, denn sie verhindern ja den Herrn Durtal, seine Seele zu reinen Höhen aufzuschwingen. Abgestoßen von der Unfeierlichkeit der Weichte, Messe und Kirche in Paris, geht Durtal dann auf acht Tage in ein Trappistenkloster. Aber sein Wunsch, gerettet zu werden, läßt ihn z. B. die Unbequemlichkeit nicht vergessen, daß er um vier Uhr aufstehen muß, will anders er die Frühmesse hören. Und obgleich Paris und das ganze Weltgetriebe ihn abstoßt, so kehrt er am Ende der acht Tage doch dahin zurück, statt einen großen Entschluß zu fassen und seine Lebensführung nach den Grundsätzen der christlichen Kirche einzurichten, von der er die Wiedergeburt vergebens erlöst. Der ganze Held in seiner innern Zerrissenheit, seinen fortwährenden Anläufen und seinem jedesmaligen Zusammenstürzen ist aber so recht das Bild einer zahlreichen Klasse unter den Zeitgenossen, die in der Religion mystischen Sinnenreiz, seelische Ekstase, ästhetische Stimmungen, Mitleid mit sich selbst, kurz alles suchen, nur nicht den Glauben und die Glaubenssthat. Und wie sehr dieses Buch einem Bedürfnis der Zeit entgegenkommt, konnte ich daran sehen, daß der dicke, schlecht gedruckene, eng gedruckte Band, der erst im vorigen Jahre herausgekommen ist, erschrecklich schon sehr viel und sogar bis zu Ende gelesen war. Von diesen innerlich morschen und willenlosen Christen wird und darf eine Wiedergeburt des Christentums nicht zu erwarten sein.

Eine andre Art, sich mit dem Leben abzufinden, schlägt Eouard Rod vor. Er hat sich vor etwa vier Jahren in einem sehr lehrreichen Buche La Morale d'aujourd'hui eingehend mit den Fragen der Gegenwart beschäftigt. Was ihn am meisten gefesselt und erschreckt hat, ist die störende Rolle, die die Leidenschaft in allen menschlichen Verhältnissen spielt. Er hat diese Zerstörungen in mehreren Büchern dargestellt, La Vie de Michel Teissier, Silence, La Sacrifiée. Und wenn ich ihn recht verstanden habe, so ist auch er zu einem Schluß gekommen, der wenigstens nach dem Christentum hinüberwinkt — zur Enttugung, zur platonischen Liebe, wo nicht gar zur Askese des Grafen Tolstoi. Eouard Rod aber ist Genfer, wohl auch Protestant, da versteht sich diese Lösung; sie wird zu denen sprechen und diejenigen anziehen, die über ein ähnliches Temperament verfügen. Im übrigen kommt aber auch bei Rod das mystische Pferddefüßchen oder, wenn Sie lieber wollen, das mystische Engelsflüglein am Ende hervor, und er meint: „Vielleicht wird die Seele, durch Leiden geläutert, durch Schmerz und Enttugung geheiligt, dadurch höheren Verständnisses, größerer Kenntnis fähig.“

Also die Weltenttugung im Grunde — wie die Religion bei Guyssmans — auch nur ein Mittel, um größerer Wonnen teilhaftig zu werden. Was wir heute für verzwickte Moralisten geworden sind! (Schluß folgt.)

* Paris, Tresse et Stock.

Shopping in New-York.

Plauderei von Annie Bock.

Nachdruck verboten.

Ich habe in meinen beiden ersten „Plaudereien“ die Pariserin und die Berlinerinnen auf ihren shopping-Ausflügen begleitet, bin mit ihnen durch die Läden der beiden prächtigen Metropolen gewandert und habe ihnen geholfen ihr Geld in Fuß anlegen. Nun komme ich zu einer andern Nationalität, zu einer exotischen. Ist sie exotisch? Nein! Aber immerhin doch fremdartig, eigenartig, viel verleumdet, viel bewundert, viel verlächert, viel gepriesen — die amerikanische Nation. Und zwar komme ich, um es ganz genau zu spezialisieren — zur New-Yorkerin!

Im großen und ganzen unterscheidet sie sich durch nichts von den Frauen der andern Großstädte; sie liebt es ebenso leidenschaftlich „to go shopping“, wie die Pariserin es liebt „à courir les magasins“, wie die Berlinerin es liebt „Einkäufe zu machen“. Aber während die Berlinerin meistens ganz genau weiß, wonach sie gehen, was sie kaufen will, und ihren festen Kommissionszettel mit sich trägt, geht die Pariserin und die New-Yorkerin ohne vorgefaßten Plan in die Läden und läßt sich erst dort durch die ausgelegten Waren zum Einkauf reizen; wenn aber nichts sie reizt, so kauft sie eben auch nichts. Und das ist speziell in den großen New-Yorker Magazinen so angenehm und bequem. Da kann eine Dame von unten an der Eingangstür bis hinauf in den vierten Stock wandern, alles betrachten, bewundern, kritisieren, überall stehen bleiben und ruhig wieder hinausgehen, ohne auch nur eine Stecknadel gekauft zu haben.

Und während dieser ganzen Zeit hat auch nicht ein Verkäufer versucht, ihr seine Ware aufzudrängen — ist sie nicht einem scheelen Blick begegnet, weil sie stehen blieb, ohne zu kaufen. Die „floorwalkers“ verbeugen sich vor ihr, sie geben ihr jede Auskunft, die sie zu erhalten wünscht — et voilà tout. Unbelästigt, ungeniert hat sie alles angesehen, was die Mode Neues brachte — kaufen wird sie erst, wenn und wann es ihr paßt.

Etwas sehr Verlockendes hat es für die New-Yorkerin, wenn sie in der Zeitung liest: Restertag bei Lord u. Taylor, oder bei Macy, oder bei Altmann. Da kann man übriges Geld anlegen und die herrlichsten, unerwartetsten Gelegenheitskäufe machen.

Die New-Yorkerin hegt die gleiche Abneigung wie die Berlinerin, allein shopping zu gehen. Meistens gehen zwei Freundinnen zusammen.

Schon ziemlich früh am Morgen — spätestens um neun Uhr geht die Reise los. Mit jener kostspieligen, doch durchaus unauffälligen Eleganz gekleidet, die die New-Yorkerin daheim in ihrem Lande kennzeichnet, eleganten Grau oder vornehmes Schwarz, machen die beiden Freundinnen sich auf. Natürlich wohnen sie up-town. Wer, der überhaupt mitzählt, wohnt in New-York nicht up-town?

Man besteigt die elevated railroad — in der gebräuchlichen knappen Umgangssprache „El“ genannt. An der dreißigsten Straße steigen die Damen wieder zur Straße hinab, denn zwischen dieser und etwa der zehnten Straße befinden sich alle großen Magazine.

Sie betreten eines der glänzendsten, der größten, Arnold u. Constable. Langsam und seelenvergnügt wandern sie herum. Da ist einfach alles zu haben — und von allem das Elegante und Kostspieligste: Wäsche, Schuhwerk, Strumpfwaren, Parfümerien, Negligés, Kleiderstoffe, fertige Kleider, Mäntel, Jacken, Hüte, Handschuhe, Bänder — kurz, man kann unbekleidet hineingehen und in vollständiger Toilette wieder herauskommen. Kein Mensch hält sie an, kein Mensch fragt sie, ob sie etwas wünschen. Sie hingegen lassen sich alles zeigen, Stoffe auseinanderbreiten, von den obersten Brettern herunterholen, besehen, betrüffeln — und gehen weiter. Sie machen weder Gebrauch von den bei solcher Gelegenheit so üblichen liebenswürdigen, kleinen Phrasen der Pariserin, noch von den wortreichen Entschuldigungen der Berlinerin.

„Time is money“ — selbst bei den Damen. Ohne Aufenthalt geht es weiter zu einer andern Abteilung.

Sie haben den ganzen großen Laden visitiert, ohne etwas zu kaufen. Nun gehen sie zu Lord u. Taylor zum Restertag. Das ist eine Wonne, in diesen Stoffreihen herumzuwühlen, die sich in allen Farben, Qualitäten und Quantitäten vor ihnen häufen! Nun wird drauflos gekauft. Sie kaufen alles, was ihnen gefällt. Das eine kann einen „entzückenden“ Rock abgeben — das andre eine „elegante“ Taille. „Elegant“ ist ein Wort großer Begeisterung bei der New-Yorkerin. Aber nicht nur in Stoffen ist heute Restertag; nein, auch in Bändern, in Spitzen, in Besätzen, in Handschuhen. In der nächsten Woche kommen die neuen Sommermoden; die Frühjahrsreste müssen geräumt werden! Und sie werden geräumt! Denn wie gesagt: remnant day (Restertag) ist etwas Begeisterndes für die New-Yorkerin. Sie kauft, ohne eigentlich zu wissen, zu welchem Zweck. Aber sie hat Geschmack und Grazie genug, um nachher für alles eine Verwendung zu finden. Brauchen kann eine Dame alles — wenn es nur hübsch ist! Ein Rest heller Flanelle? Selbstverständlich kauft sie ihn. So billig! Und das giebt ein brillantes tennis-Kostüm. Dunkler Lodenstoff? Aber natürlich! Reicht gerade hin zu kurzem Rock und Etoujackett fürs Rad! Blau- oder Schwarz-Seide — starr und schwer — allerdings nur fünf Meter — aber sie nimmt es! Das giebt einen herrlichen Rock für eine Diner-toilette. Für die Taille kann man nachher Tüll oder Krepp zukaufen. Brauner Plüsch? Ausgezeichnet! Ein Jackett zum Schlittschuhlaufen. Weiße Serge? Gewiß. Braucht denn Baby nicht auch Kleiderchen? — Und so fort mit den Bändern, den Spitzen, den Besätzen, den Handschuhen.

Nun haben sie im remnant-day-Genuß geschwehelt, und sie haben lauter billige, so billige Einkäufe gemacht! Nun kann man sich auch noch ein bißchen was extra leisten. In der obern Etage ist die Wäscheabteilung. Sie entdecken

Hemden — Hemden! Wie ein Traum so duftig! Wie ein Spinnweb so zart! Der feinste Batist mit Spitzen überrieselt! Und der Preis? Eine Bagatelle! Zwölfundeinhalb Dollars das Stück. Rasch ist ein halbes Duzend gekauft. Negligésjacken aus blauer und rosa Seide. So billig! Nur neun Dollars das Stück! Es ist heute Restertag — darum ist man in der Laune, alles, aber auch alles billig zu finden!

Man braucht aber auch Hüte. Zur Abwechslung verläßt man jetzt dieses Magazin, die Stätte der heutigen Morgen-triumphe und will sich zu einer Modistin im Broadway begeben. Aber es ist mittlerweile fast ein Uhr geworden. Die beiden Heldinnen sind hungrig. Sie beschließen kurz, zuerst zum luncheon zu gehen. Das Restaurant von Purcell befindet sich ganz in der Nähe von Lord u. Taylor. Dorthin gehen sie, um ein kräftiges clamchowder und jede ein Duzend Mustern zu essen. Dann sind sie wieder gekräftigt.

Auf zu neuen Thaten! Es werden Hüte gekauft, natürlich nur die neueste Pariser Mode! Im Probieren der Hüte ist die New-Yorkerin genau so fest wie die Pariserin. Sie probiert sie erst alle, alle auf, bevor sie sich überhaupt zu einem Urteil, einer Kritik — gleichviel ob bei- oder mißfällig — herabläßt.

Und dann auch dieses kühle „well, I'll think it over“ — „ich muß es mir noch überlegen“, und schon ist sie zur Thür hinaus und eilt zur nächsten großen Modistin, wo derselbe



Alexander Petschnikoff.

Modus ausgeübt wird, und so fort von einem zum andern, bis sie endlich das gefunden hat, was sie sucht. Dann giebt's noch einen Besuch bei Macy in der vierzehnten Straße. Zu Macy geht man. Das gehört nun einmal mit zur Shopping-Exkursion. Bei Macy findet man immer noch diesen oder jenen Artikel um etwas billiger als in den andern großen Geschäften. Er verkauft Sachen zu fünfundeinzig Cents, die alle andern zu einem Dollar verkaufen. Das ist auch eine Freude und Befriedigung. Da kann man wieder kaufen, ohne erst viel zu fragen, wozu und warum!

Nun gehen meine beiden Damen noch zu Brentano. Brentano, meine Herrschaften, ist eine Buchhandlung. Jawohl, eine Buchhandlung! Diese Damen gehen auch Einkäufe machen in einer B-u-c-h-h-a-n-d-l-u-n-g! Seltsam, wie das für deutsche Ohren klingen mag.

Sie kaufen Bücher! Die neuesten Romane muß man gelesen haben; das gehört ebenso zur gesellschaftlichen Tournee wie eine schöne Toilette!

Eine ganzes Paket Bücher — französischer, englischer, auch deutscher. Kann man nicht deutsch lesen, so giebt's ja Uebersetzungen. Aber kennen lernen muß man die neuesten Sachen. Das Paket wird natürlich nicht mitgenommen. Dazu ist es viel zu umfangreich. Es wird von der Buchhandlung aus nach Hause geschickt.

Nun geht's noch zu Maillard im Broadway, um eine Portion des köstlichsten Gefrorenen zu essen, oder aber zu Guyler, um ein Glas Ice-cream-soda zu trinken. Und nach dieser Erfrischung ist's Zeit, nach Hause zu fahren, will man nicht zu spät zum Diner eintreffen und Mann und Kinder warten lassen.

Etwas müde, aber in herrlichster Laune langt die New-Yorkerin zu Hause an. Es war ein anstrengender, aber ein amüsanter und erfolgreicher Tag; und die lebhafteste New-Yorkerin fragt sich selber, wie sie wohl imstande sein sollte, dies irdische Dasein zu ertragen, wenn sie nicht mehr „shopping“ gehen könnte!

Alexander Petschnikoff.

Nachdruck verboten.

Wer am 11. Oktober 1895 zufällig den Becksteinischen Konzertsaal in Berlin besucht hat, ist Zeuge gewesen, wie in der Weltstadt ein „Name“ überraschend aus dem Nichts emporstach. Ein junger, man sagt in Berlin ebenso geschmackvoll als witzig: „ein in den weitesten Kreisen unbekannter“ russischer Geiger gab an diesem Tage sein erstes Konzert.

Ein schlanker, fast schwächlicher Jüngling betrat das Podium, kein wallendes Gelock, keine „Künstlerallüren“ bereiteten auf etwas Außerordentliches vor. Ruhig, aber bescheiden verneigte er sich. Kaum aber hatte er den Bogen angelegt, so ging es wie ein zündender Funke durch die Versammlung, der zu einer wahren Begeisterungsflamme anwuchs, als der Künstler geendet hatte. Nachdem die Stürme des Beifalls verrauscht waren, verließ jeder das Haus mit dem erhebenden Gefühl, bei der Feuertaupe eines Genies Pate gestanden zu haben. Am nächsten Morgen war der „Name“ Alexander Petschnikoff in aller Munde. Ein neuer, großer Künstler war ein für allemal „gemacht“, wie es im Künstlerjargon heißt.

Petschnikoff ist am 8. Januar 1873 zu Seledz im Gouvernement Drel geboren. Wenn an seinem Spiel neben — fast möchte man sagen trotz — der vollendeten Technik zumeist doch die tiefe Innerlichkeit, die reine und zu Herzen gehende Natürlichkeit einer echten Künstlerseele zu bewundern ist, so hat dies vielleicht darin seinen Grund, daß Petschnikoff ein Sohn des Volkes ist, jenes tiefmusikalischen und poetisch verträumten Russenvolkes. Sein Großvater pflügte noch als Leibeigener die Scholle, sein Vater war einfacher Soldat.

Der erste musikalische Eindruck, den Petschnikoff als Kind erhielt, ist merkwürdig und drollig genug. Die Macht der heiligen Cäcilie offenbarte sich ihm zuerst durch einen Leierkasten, eine sogenannte italienische Orgel. Wie gebannt folgte der Kleine den ganzen Tag dem geheimnisvollen Dinge, aus dessen Innern nie gehörte Töne quollen, und der „Drehorganist“ erschien ihm verehrend und fürchterlich zugleich ein gewaltiger Zauberer.

Die Familie siedelte nach Moskau über, und da der Knabe für ein Handwerk zu schwach erschien, wurde er zum Musiker bestimmt, man hoffte, er werde einmal bei einer kleinen Musikbande Stellung und Brot finden. Ein Mitglied des kaiserlichen Opernorchesters, Herr Solotareno, hörte zufällig den kleinen Geiger und veranlaßte seine Aufnahme in das kaiserliche Konservatorium, wo der ausgezeichnete Geiger Hrymalim sofort die außerordentliche Begabung des Knaben erkannte und seine Ausbildung mit Liebe und Verständnis in die Hand nahm.

Wenngleich die Stadt Moskau eine Freistelle und sogar eine kleine Geldunterstützung bewilligte, war der kleine Konservatorist, der auch sein Teil zur Erhaltung der Seinen beitragen mußte, genötigt, Stunden zu erteilen, obwohl er noch kaum auf ein Notenpult hinauf sehen konnte. Der zehnjährige unterrichtete bärtige Männer, doch auch manchen Altersgenossen, mit dem er freilich, wie er jetzt gesteht, wenn Lehrer und Schüler gerade ohne Rücksicht waren, lieber Pferdchen als Geige spielte.

Nachdem der junge Petschnikoff, mit dem ersten Preise und der goldenen Medaille ausgezeichnet, das Konservatorium verlassen hatte, begab er sich nach Paris, und zwar auf Veranlassung des bekannten Musikhauses Pleyel, das ihm einen Jahresgehalt aussetzte, indessen den Wunsch äußerte, der junge Künstler möchte sich noch bei einem französischen Meister den Pariser Echtheitsstempel aufprägen lassen. Petschnikoff weigerte sich: einesteils war er sich seines Könnens nicht unbewußt, andernteils wollte er seinen Meister Hrymalim nicht verleugnen, und so hörte die zugesagte Unterstützung auf. Eine nun hereinbrechende Zeit der Not, in der Petschnikoff

sogar gezwungen war, in ein Theaterorchester einzutreten, wurde glücklicherweise rasch überwunden. Konzerte in Paris, sowie in Bordeaux, Toulouse, Poitiers und andern Städten machten ihn bekannt und halfen ihm bald über die Sorgen des Lebens hinweg.

Sein Glückstern ging ihm aber erst auf, als durch Vermittlung einer geistvollen und kunstfertigen Dame, der Fürstin Marie Aruffoff, einige wahre Kunstfreunde ihm den berühmten „Stradivarius“ bereicherten, der zuletzt im Besitze des großen Geigers Laub gewesen war.

Nach Herzog Georg von Meiningen zeichnete zu diesem Zwecke eine bedeutende Summe; den Hauptanteil an dem schönen Handel hatten aber der russische Stratege General Malzoff, ein Bruder der genannten Fürstin, ferner der Graf Scheremetjoff, ein bekannter Förderer der Kunst in Rußland, und Sergej von Dervis, selber ein den Dilettantismus weit überragender Pianist.

Diese Männer haben durch ihre hochherzige Handlungsweise die Kunst und sich selber geehrt. Heute würde sich vielleicht mancher reiche Mann finden, der durch eine kostbare Spende seinen Namen mit dem des gefeierten Künstlers in Verbindung bringen möchte, aber es gehörte ebenso großes Kunstverständnis wie Vertrauen dazu, eine Summe von 12 000 Rubeln (25 000 Mark) einem noch fast Unbekannten zu widmen, über den die Kunstwelt ihr Urteil noch sprechen sollte.

Das Vertrauen ist nicht getäuscht worden. Berlin sprach an jenem 11. Oktober sein Urteil und mit einer Einmütigkeit, wie sie noch selten vorher gespendet worden ist. Der Name Petschnikoff reißt sich heute dem der ersten und anerkanntesten Meister der Violine an, und der echte, im Innersten bescheidene Künstlercharakter des jungen russischen Geigers bürgt jedem, der ihn näher kennt, dafür, daß seine reine und keusche Empfindung auch im Getriebe der großen Welt, das ihn jetzt umbrannt wird, nicht verloren gehen, sondern noch viele und herrliche Blüten treiben wird.

Mag Grube.

Ein neues physikalisches Wunder.

Nachdruck verboten.

Es ist eine höchst seltene Erscheinung, daß die Physik, die sprödeste unter den Naturwissenschaften, in der Weise das Publikum zu fesseln vermag, wie es im Augenblick durch die neue Entdeckung des Professors Röntgen in Würzburg geschehen ist. Wie durch die Zeitungen hinlänglich bekannt geworden, hat Röntgen, während er optische Versuche anstellte, eine neue Strahlengattung entdeckt, die allen uns bekannten Gesetzen des Lichtes sich entzieht. Dafür entwickelt sie Eigenschaften, die unsre bisherigen Vorstellungen von der Welt der Thatfachen geradezu auf den Kopf stellt. Bringen wir eine Hand zwischen den Ausgangspunkt dieser unsichtbaren Strahlen und eine photographische Platte, so erhalten wir auf dieser ein Bild, wie es die untenstehende Illustration darstellt. Die neuen Röntgenschen Strahlen durchdringen also das Fleisch, als wenn es ein durchsichtiger Körper wäre, und entwerfen auf der darunter oder dahinter befindlichen photographischen Platte einen deutlichen Schattenriß des Hand-skelettes. Sehr bemerkenswert ist auf unrer Abbildung auch der aus festem Goldmetall bestehende Ring, der scheinbar freischwebend den Knochen umgiebt. Man erkennt aus der Aufnahme, daß die Knochen und das Metall für diese Strahlen weit weniger durchlässig sind als die Haut und das Fleisch.



Professor Wilhelm Röntgen.

Interesses steht, ist seinen Fachgenossen als ein tüchtiger und erfolgreicher Arbeiter längst bekannt. Allerdings waren seine streng wissenschaftlichen Untersuchungen bisher wenig geeignet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erregen, obgleich er fast alle Gebiete der Physik durch seine Forschungen bereichert hat. Röntgen steht im rüstigsten Mannesalter. Er wurde am 27. März 1845 zu Lempe in der Rheinprovinz geboren. Nach Vollendung seiner Gymnasial- und Universitätsstudien erwarb er sich im Juni 1869 in Zürich das Doktordiplom. Ein Jahr später war er bereits Assistent des Experimentators Kundt, unter dessen Leitung er in Würzburg und in Straßburg sich bethätigte. Röntgen konnte bereits als Dreißigjähriger einem Rufe als ordentlicher Professor an die Akademie zu Hohenheim folgen. Seitdem hat er als ordentlicher Professor der Physik nacheinander an den Universitäten in Straßburg, Gießen und in Würzburg gewirkt, wo er seit kurzem zu einer Weltberühmtheit geworden ist.

Ein kleiner Ausflug in das Gebiet der Optik wird uns der Frage, was denn nun eigentlich Röntgensche Strahlen sind, näher bringen. Wenn wir einen elektrischen Strom durch eine luftverdünnte Glasröhre führen, in deren Enden Platinstäbchen eingeschmolzen sind, dann zeigen sich an den beiden Platinenden schöne Lichterscheinungen. Die beiden Drahtenden, die den Strom in die Röhre führen, bezeichnet man als Pole und scheidet sie in den positiven und negativen Pol. In unrer Röhre erscheint beim Stromdurchgange am positiven Pole ein geschichtetes, rotes Licht, das fast den ganzen Raum erfüllt; am negativen ein bläuliches Glümmlicht, das die Physiker als Kathodenlicht bezeichnen. Die Glasröhren, in denen sich alle diese Vorgänge vollziehen, werden nach ihrem Erfinder Geislersche Röhren genannt. Die Physiker Hittdorf in Münster und Goldstein in Berlin, sowie ein wenig später der Engländer Crookes verdünnten die Luft mittelst vortrefflicher Luftpumpen in den Geislerschen Röhren noch erheblich mehr, als es Geisler gelungen war, und erzielten dadurch ganz eigentümliche Veränderungen. Die roten Schichten verschwanden, und das Kathodenlicht verbreitete sich fast über den ganzen Raum. Diese Röhren mit den neuen Lichterscheinungen werden heute mit Unrecht nach Crookes genannt, sie sollten besser Goldsteinsche oder Hittdorfsche Röhren heißen. In den älteren Geislerschen Röhren streben die beiden Lichtarten — die rote und die blaue — von Pol zu Pol; ist die Röhre gekrümmt, so folgt auch das Licht der Krümmung. In den Crookeschen Röhren hingegen breiten sich die Kathodenstrahlen geradlinig aus; ist die Röhre gekrümmt, so wandern sie nicht zum andern Pol, sondern treffen auf die gegenüberliegende Wand des Glases und erzeugen dort schöne Glüherscheinungen in prächtigen Farben. Bereits vor zehn Jahren hatte Professor Goldstein nachgewiesen, daß das Kathodenlicht wiederum in zwei sehr verschiedene Strahlengattungen zerfällt. Der größere, sichtbare Teil kann durch einen Magneten aus der geradlinigen Richtung abgelenkt werden; während sich der kleinere, dem Auge nicht wahrnehmbare Rest der Strahlen der magnetischen Kraft gegenüber durchaus unzugänglich erweist. Diese zweiten Strahlen sind es, die, wie Röntgen gefunden, weit über die Grenzen der Röhre hinaustrreten und fast alle für das Licht undurchlässigen Körper zu durchdringen vermögen. Die von Goldstein untersuchten Strahlen sind also die gleichen, welche man jetzt Röntgensche Strahlen nennt; aber es ist Röntgens großes und unbestreitbares Verdienst, ihre merkwürdigen Eigenschaften entdeckt und ihre praktische und nutzbringende Verwertung der Wissenschaft und dem Leben erschlossen zu haben.

überstrichene Gebrauchsgegenstände, wie sie ja auch im Haushalt als Büchsen, Wasserbehälter u. dergl. vielfach Verwendung finden, werden uns daher mit fehlerhaften Stellen in Zukunft nicht mehr verkauft werden können. Die neue Entdeckung enthält alle Fehler.

Durch die Kenntnis der merkwürdigen Eigenschaften der neuen Strahlen ist fraglos das Können des Menschengeschlechtes wiederum erheblich vermehrt und ein neuer, großer Sieg über die Naturgewalten errungen worden. Und wie sehr und wie bald diese "Photographie des Unsichtbaren" sich noch entwickeln und vervollkommen wird, beweisen die von Dr. Edler und Prof. Valenta in Wien aufgenommenen Bilder, die im Gegensatz zu den schattenrißartigen Röntgenschen Photographien bereits ganz plastisch erscheinen und nicht bloß die Knochen, sondern auch die Muskelstränge deutlich erkennen lassen.

Professor Dr. Wilhelm Konrad Röntgen, der Würzburger Forscher, der heute infolge seiner genialen Entdeckung im Vordergrund des allgemeinen

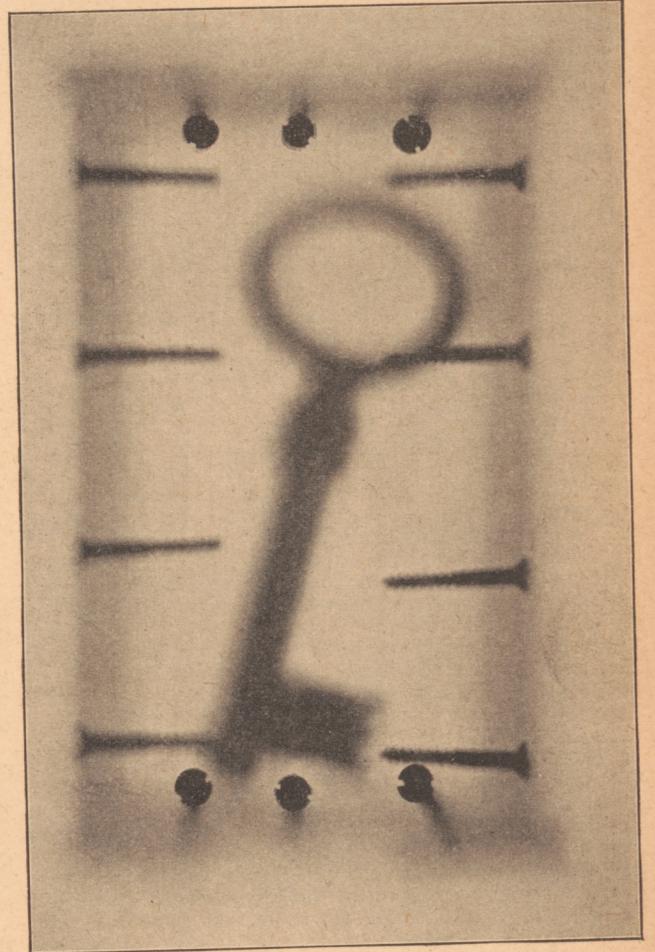
Die Alwine.

Skizze von Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

St treibt es mich, das herauszufinden, was die arm-seeligsten und elendesten der Menschenkinder in ihrem schweren Dasein stützt und treibt. Solch ein Dienstbotenleben z. B. der allerschwersten und schlechtestgelohnten Art, wie es die arme Alwine führte, aufreibend bis zum letzten Fünkchen Kraft, vergällt durch herzlose Behandlung und ohne Aussicht auf einstige Freiheit und Selbständigkeit — was konnte dem wohl Ausgleichendes, Ausführendes zu Grunde liegen? Etwas mußte da sein, denn die vielgeplagte Person ging täglich mit neuem Mut, neuer Geduld und gutem Willen an ihre schwere Arbeit, ja sie entschuldigte die unfreundliche und unvernünftige Herrin noch in den zahllosen Selbstgesprächen, mit denen sie ihre thatenreiche Knechtsamkeit belebte.

Und etwas war auch da: ein unendlicher Stolz nach außen, der Ehrgeiz, ihren noch viel elenderen Anverwandten gegenüber eine wichtige, angesehene, unentbehrliche Person zu sein! Der erste Brief, den sie aus der Stadt nach Hause schrieb mit der Papiergeldeinlage, dem Inhalt: "Meine Herrschaft ist zufrieden" und der Unterschrift: "Eure liebende Alwine Fädelein, herrschaftliche Dienerin", hatte ihr eine Genußgenuß gegeben, der so leicht nichts in der Welt gleichkommt. Sei, das war eine Labung, der Dank, den die Mutter darauf schrieb! Nein, sie hatten's nicht geglaubt, daß die Alwine ankommen würde und so gut obendrein — in einem hochherrschaftlichen Hause! Ja, staunt nur, dachte die glückselige Person, und sie setzte und puzte und wusch mit einem Eifer, der doppelt so wild war als sonst und doppelt so ungeschickt und lächerlich ausjah, und erschöpfte sich in doppelter Unterthänigkeit und Höflichkeit gegen



Schlüssel, in geschlossenem Holzkasten mit Hilfe der Röntgenschen Strahlen photographiert.

die abgebildete Frau, den groben Herrn und die noch größeren Söhne.

Monat für Monat schickte sie nach kleinem Abzug ihr Verdientes heim. Und die Mutter schrieb dann ihre Dankbriefe, die Stellen enthielten wie: "Habe Dank, daß Du uns nicht vergißt, da Du nun in Ehre und Ansehen bist," und "Ich und die Wase beteten an Lichtmess in der Kirche für Dich und Deine gnädige Herrschaft," und "Lebe wohl! Die Kessel sagt, die Alwine hat's gut, die kann geben, ich liege euch bloß zur Last. Und also lebe wohl. Und werde nicht stolz, weil Du eine solche Stellung hast. Und wir haben Not und Elend. Und es grüßt Deine Mutter."

Solche Sätze waren ihr süß und blieben ihr im Gedächtnis, und wenn sie mit aller Macht ihrer mäßigen Kräfte Teppiche klopfte oder Wäsche wusch und sonst keine dringlichen Mitteilungen an sich selbst hatte, so sagte sie abwechselnd Bibel-sprüche und diese Glanz- und Troststellen aus den mütterlichen Briefen vor sich hin. Daß ihr die "Ehre" so gut wie ein Lederbissen schmeckte, war kein Wunder. Sie war von klein an die Verachtete gewesen, und die Elendesten daheim im Dorf hatten sich noch großartig gedünkt gegen sie. Das machte, weil die Kessel, ihre Schwester, ehe sie das Brandungsglück hatte und das Augenlicht einbüßte, eine wahrhaft herrliche Person gewesen war, groß und kräftig, mit blütenroten Backen und ebenmäßigen Zügen. Neben einer so wohlgebildeten Gestalt schrumpft eine verwachsene Schwester zu noch traurigerer Mißgestalt zusammen, und das arme Ungeheißel nimmt sich noch lächerlicher aus neben einer, der alles glückt und gerät.

Solange die Kessel in Tagelohn ging, hatte die Alwine das bißchen Hausarbeit befozt, da ihr das Arbeiten auf dem Felde beschwerlich fiel. Das war ein Grund mehr, daß man sie gering ansah. Sie hatte oft heimlich an einen Magddienst in stillem Hause gedacht, aber wenn sie davon sprach, hieß es: "Du? Was kannst du? Wer nimmt denn dich?"

Franz Bendt.



Frauenhand, mit Hilfe der Röntgenschen Strahlen photographiert.

Als aber das Unglück kam und den Uebermut der schönen Fesjel wie mit kaltem Wasserstrahl löschte, nahm man der bisher Berachteten die hoffärtige Sehnsucht nicht mehr so übel. Das blinde Mädchen saß gebrochen in ihrer dunklen Ecke und flocht alle bittere Pein in die endlosen Strohflechten hinein, die durch ihre tastenden Finger glitten, der Spott war ihr vergangen. Und die Mutter war auch gar kleinlaut geworden. Sie hatte eine alte herrische Waise ins Haus genommen, weil die ein paar Groschen befaß, aber das war auch kaum zum Sattwerden für die eine. Frauenhände gab es nun genug im Armenhaushalt, und so fand keine ernste Widerrede mehr statt, als die Alwine nach ihrer Art, im Zwiegespräch mit Tischen und Bänken oder ins Herdfeuer hinein, wieder auf einen Dienst in der Stadt anzuspinnen begann. „Nur recht weit weg!“ war Alwinens heißer Sehnsuchtsdrang, als könnten in andern Gegenden schiefe Schultern und große Nasen zwischen kleinen, engbenachbarten Augen angesehen und Mode sein.

Ihre paar Spargroschen reichten gerade zur Fahrt in die entfernte Hauptstadt, und dort fand sie durch eine Vermittlerin auch bald einen Dienst bei einer Frau, der in drei Monaten eben die Vierte wegen zu großer Anforderungen und schlechter Behandlung weggelaufen war.

Alwine erschreckte dies nicht. Sie dachte sich's schlimm. Aber freilich kam es viel schlimmer. Ihre neue Herrin war eine Schriftstellerin, eine von den sehr großen, aber keine von den guten, bei denen edle Werke aus reichem Herzen fließen. Sie sprach auf dem Papier schöne Dinge kunstvoll aus, um dafür Ruhm und Ehre und Geld zu ernten. Im Leben war sie hart und hoffärtig und ordnungslos. Das Leben zum herzerfreuenden Kunstwerk zu gestalten, verstand sie nicht, und ihr Haushalt war ihr ebenso fremd wie ihr eigner Mann und ihre eignen Söhne. Die echte Frauenart, die alle Glieder des Hauses und alle Punkte des Haushalts freundlich und fest zusammenfaßt zum trauten, wohlthuenden Ganzen, war dieser Frau fremd, das Zusammenleben der Familie bestand darin, daß jeder das Uebertriebenste verlangte, keiner sein Gemüthen fand und jeder deshalb schalt und den andern anherrichte, die Frau den Mann, der Mann die Söhne, die Söhne die Mutter und alle zusammen die arme Magd, die keine vernünftigen Anweisungen erhielt und doch für alles stehen und alles schaffen und in Ordnung halten sollte.

Wie die Frau zu schelten und einen armen Menschen mit Worten herunterzusehen verstand, das machte ihr so leicht keine nach. Die andern Mädchen waren ihr dann wild ins Gesicht gefahren, aber Alwine hatte sich das „Duckebich“ gar zu tief eingepägt. Sie nahm alles stumm und demüthig hin, sie gröhlte nicht einmal hinterher, sondern suchte die unverständigen Heftigkeit der Herrin so friedlich wie möglich aufzufassen, bedauerte sie förmlich und konnte ganz mitleidig vor sich murmeln: „I was denn? Wenn's noch 'ne richtige Frau wär! Aber die? So'ne Geheite, die weiß das nicht anders, der muß man was verzeihn!“

Mit der Zeit that sie diese Verteidigungen mit einer einzigen Handbewegung ab, die so aussah, als ob sie etwas abschütteln wolle. Gar oft machte sie mit der großen, roten Hand mitten in der Arbeit diese Bewegung, und danach ging das Arbeiten immer noch einmal so gut, und schlafen ließ sich's in der dumpfen, engen, fensterlosen Kammer, zu der ein steiles Leitertreppchen emporführte, nach dieser Geste der Versöhnung und des Friedens auch ganz leidlich.

Die harten Arbeitsstunden, die den Tag füllten, waren ja nur die Wanderstreden im Thal. Aber es gab Bergeshöhen in dem harten Dienstmädchenhause. Das waren die Stunden, in denen Alwine als „herrschäftliche Dienerin“ ihre geldgefüllten Briefe nach Hause sandte! Zum Briefschreiben band sie, wenn es auch noch so spät am Abend war, eine große, frische, weiße Schürze vor, und förmlich behäbig saß die schwächliche Person dann am saubergecheuerten Küchentisch, legte die Ellbogen weit auseinander und beugte den ganzen Oberkörper über den festlich weißen Bogen, auf den sie so viel Ehrerbietiges von ihrer gnädigen Herrschaft schrieb. „Mir geht es gut,“ war der Refrain in allen diesen Briefen.

Drei Jahre lang ging es Alwine in dieser Weise „gut“. Dann wurde es anders. Sie wollte es durchaus nicht zugeben und stemmte sich mit allen ihren Kräften gegen die tobenden Kopfschmerzen, die Bleischwere in ihren Gliedern. Aber es half nichts, eines Morgens konnte sie nicht aufstehen, und als die Herrin des Hauses unwirsch nach ihr rief, antwortete sie mit einem Winseln von ihrem Zwischendeckelchen her.

Die Frau war das steile Treppchen zu dieser Kammer noch nie emporgestiegen. Nun mußte sie's. Und sie fand in dem niederen, dunklen, schwülen Raum eine Schwerfranke, das sah sie, sobald sie Licht angezündet hatte, beim ersten Blick in dieses fieberglühende Gesicht.

Das war nun die schlimmste unter ihren schlimmen Dienstbotenerfahrungen. Und sie mußte diesen Verger auch noch maßvoll und ohne äußerliche Entrüstung tragen als humane Frau!

Natürlich sollte die Kranke sofort aus dem Hause! Aber das war nicht so leicht zu machen. Die Frau hatte es veräuert, Mitglied irgend einer Dienstbotenkrankenkasse zu werden und hätte nun die hohen Krankenhauskosten aus eigener Tasche bezahlen müssen, wahrscheinlich lange, denn der Arzt, der geholt wurde, erklärte den Fall für ernsthaft und schwer.

Da kam die Frau zum erstenmal nach den drei Jahren, die das arme Geschöpf bei ihr und für sie verlebte, auf die Frage, ob Alwine Angehörige hätte und wo diese lebten. Die Kranke war zu müde, um den Grund dieser Frage gleich zu verstehen und gab tonlos Bescheid. Als ihre

Herrin ihr aber verkündete: „Ich werde gleich an Ihre Mutter schreiben, sie mag kommen und Sie abholen —“ da war es, als habe ein Pfeil das arme Ding in die Brust getroffen, so wild und entsetzt fuhr sie auf. Sie stehete und rang die Hände: „Nein doch, nein! O, liebe gnädige Frau! Der Mutter nicht schreiben! Die Mutter nicht kommen lassen! O bitte, nicht!“

Die Hausfrau zuckte ärgerlich die Achseln und ging und schrieb doch.

Die gedulbige, fügsame Magd aber lag, wie aus Rand und Band, jammern und wimmernd in ihrem Bett und warf sich in Angst und Qual von einer Seite zur andern. Sie versuchte aufzustehen und fiel wieder zurück und versuchte es wieder und sank neben ihrem Bett nieder und schlug mit dem Kopf auf den harten Rand. Da lag sie weinend und seufzend: „Nein, Mutter, komm nicht! Wenn du das hier sähst! Wenn du das hier sähst!“ wimmerte sie schluchzend vor sich hin.

Den ganzen Tag lag sie im wilden Fieber und sah immer die Mutter, vor der sie sich groß gethan, die steile Stiegenleiter zu dem Kämmerchen emporklettern, und hörte die Herrin, für die die Mutter betete, vor ihren Ohren so häßlich reden und schelten. Sie sah die Behandlung, die sie empfangen, die Lasten, die man ihr aufgebürdet, nun nicht mehr im milden Licht, das heiße Fieber zeigte alles grell und groß. Sie hatte



Paul Krüger, Präsident der Südafrikanischen Republik.

die Handbewegung, mit der sie alles abgethan und die die Bedeutung hatte: „I, das ist nichts! Ich weiß ja, wofür ich's thu!“ auf einmal verlernt. Es sah ganz so aus, als solle dieser wilde Aufruhr zum Tode führen. Sie dachte auch daran, und ihr war Sterben noch lieber, als die Mutter hier einlassen zu müssen.

Aber es kam weder zum einen noch zum andern. Das alte Mütterchen schrieb einen unterthänigen Brief an die gnädige Frau und schickte das Reisegeld zurück und meldete, abkommen sei jetzt unmöglich, denn die Waise liege im Sterben, und sie vertraue ihre kranke Alwine der Pflege der guten, gnädigen Herrschaft getroßt an, die werde es ebenso gut machen wie eine Mutter. Und wohl noch besser! Sie wisse ja, was für eine sorgliche Herrschaft das sei. Gott werde ihr's lohnen!

Als die Frau der kranken Magd diesen Brief ärgerlich aufs Bett legte und fragte: „Was soll denn nun werden?“ — da

wurde das alte Mädchen wieder ruhig und gedulbig und still. Sie lachte durch Thränen und sagte: „Krankenhaus ist nicht nötig, das kommt Ihnen viel zu teuer, gnädige Frau. Ein paar Tage liege ich noch, dann versuche ich's wieder.“

Und nach ein paar Tagen stand sie wirklich auf, und nach ein paar Wochen war sie die Alte.

Sie that ihre Arbeit, ließ sich schelten und schüttelte es mit der alten, gutmüthigen Handbewegung ab. Und wenn sie ihren Lohn nach Hause schickte, hand sie wieder die weiße Staatschürze zum Briefschreiben vor und setzte sich fest dazu hin.

Und zu Tischen und Bänken sagte sie beim Abscheuern hundertmal: „I, wenn man nur weiß, warum!“ Und seit die Mutter mit ihrer Herrin in Briefwechsel gestanden, grüßte sie sogar jedesmal recht schön von der „gnädigen Herrschaft“.

Aus der Südafrikanischen Republik.

Nachdruck verboten

Die am Neujahrstage in Transvaal geschehenen Vorgänge haben die Augen der ganzen Welt auf dieses Land gezogen. Der vor noch nicht fünfzig Jahren von einer Anzahl holländischer Auswanderer aus der Kapkolonie gegründete Ackerbauer- und Viehzüchterstaat, der seit dem Jahre 1886 amtlich die „Südafrikanische Republik“ heißt, hat sich wirtschaftlich im letzten Jahrzehnt in ganz erstaunlicher Weise entwickelt. Bereits im Jahre 1877 war den englischen Kap-Politikern daher der Wunsch gekommen, Transvaal zu annektieren. Aber die widerstandsfähigen und hartnäckigen Buren wehrten sich damals tapfer und schlugen die Engländer nach kurzer Zeit aus ihrem Lande hinaus. Am 13. Dezember 1880 erfolgte die feierliche Wiederherstellung des Freistaates.

Inzwischen rissen die Engländer, mit Ausnahme des Orange-Freistaates, alles Gebiet um die Südafrikanische Republik an sich, sodas diese jetzt fast ganz von englischem Besitz umgeben ist. Und seitdem in dem südlich von der Hauptstadt Pretoria gelegenen Landstrich, dem sogenannten „Rand“, dessen Mittelpunkt die Stadt Johannesburg bildet, große Goldfelder entdeckt sind, bringen in das Gebiet des friedlich dahinlebenden Jäger- und Hirtenvolkes mit immer stärkerer Wucht die englischen Goldgräber, die Händler und die Spekulantent ein.

Die Anzahl dieser Neuanfiedler, der „Uitlanders“, die nach der Verfassung das transvaalische Bürgerrecht erst vierzehn Jahre nach ihrer Einwanderung erwerben können, ist nachgerade in einer für die Buren gefährlichen Weise angewachsen. Ende Dezember veröffentlichte denn auch der englische Transvaaler Nationalverein in Johannesburg ein Manifest an die Kolonisten, in dem die völlige politische Gleichstellung der Uitlanders mit den Buren gefordert wurde, und kurz darauf fiel Jameison, der Administrator von Britisch-Betschuanaland, mit einer Schar Bewaffneter in Transaal ein, um hier mit Gewalt einen Aufruhr in Scene zu setzen und die Annexion der Südafrikanischen Republik vorzubereiten. Vergeblich aber wartete der tecke Flibustier auf die Unterstützung der Rand-Uitlanders, die ihn um Hilfe gebeten hatten und die den ihm den Weg versperrenden Buren in den Rücken fallen sollten.

Am Neujahrstage kam es bei Krügersdorf zur Schlacht, Jameison wurde von der berittenen Burenmiliz vollständig geschlagen und mit dem größten Teil seiner Leute gefangen genommen, sodas der englische Annexionsversuch vorläufig abermals gescheitert ist.

Zweifellos werden die Buren noch weitere Kämpfe um ihre Existenz mit den Engländern in dieser oder jener Form zu bestehen haben. Durch ihre Tapferkeit, ihre zähe und ausdauernde Widerstandskraft haben sie sich aber bereits die allgemeinste Sympathie erworben. Besonders gilt das von dem klugen und umsichtigen Präsidenten Paul Krüger, der seit 1881 an der Spitze der Republik steht. Krüger, der, wie bekannt, mit einer Burendeputation bereits Berlin einmal besucht hat, zählt heute siebzig Jahre. Als Sohn eines Farmers zu Rustenburg geboren, hat er eine harte Jugend durchgemacht und sich an zahlreichen Kämpfen gegen feindliche Negerstämme beteiligt. Infolge seiner Tapferkeit und seiner eisernen Thatkraft wurde er von den Buren zum kommandierenden General erwählt und zum Mitglied des „Vollziehenden Rates“ ernannt. Obwohl er kaum eine nennenswerte Schulbildung erhalten hat, besitzt er doch eine staatsmännische Umsicht und ein entschiedenes Organisations-talent, dem die Aufrechterhaltung der Ordnung trotz des raschen Zusammenströmens so vieler und ungleicher Elemente bisher zu verdanken gewesen ist.

Das Land hat unter seiner Regierung einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Die Hauptstadt Pretoria gleicht heute einem inmitten blühender Gärten gelegenen freundlichen Villenort. Und die Stadt Johannesburg, in der sich die Goldminenindustrie konzentriert, ist in den zehn Jahren ihres Bestehens so beispiellos rasch gewachsen, daß sie heute keiner modernen Großstadt mehr nachsteht. Verwaltungs- und Gerichtshof, Post- und Telegraphengebäude, Börse, Museum, Theater, Gasthöfe, Pferdebahnen, elektrische Beleuchtung, Kemplätze, Druckereien, Tageszeitungen, vier Eisenbahnlinien — alles wurde in fabelhaft kurzer Zeit durch den Unternehmungsgeist der europäischen Einwanderer, zu denen auch viele Deutsche gehören, geschaffen. Die Stadt zählt heute bereits gegen hunderttausend Einwohner, während vor einem Jahrzehnt nur selten und ganz vereinzelt einmal ein wandernder Bur mit seinem Ochsenwagen die einsame, wüste Gegend durchstreifte.

S. D.

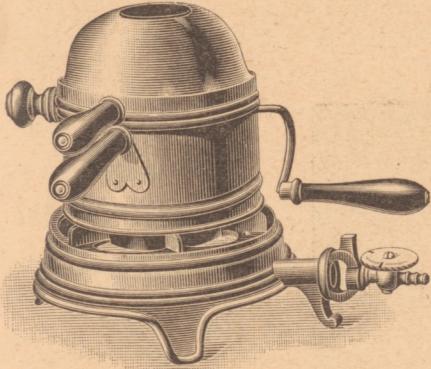


Das Verwaltungs- und Gerichtsgebäude in Johannesburg (Transvaal).

Das Gas in der Küche.

Nachdruck verboten.

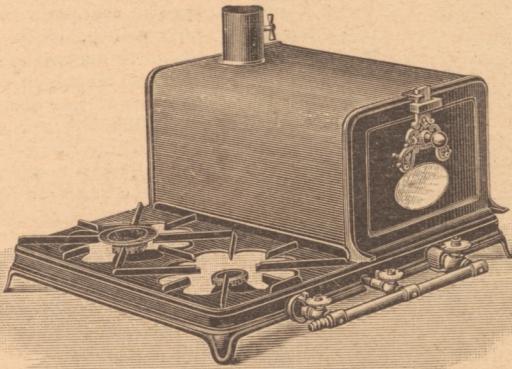
Die älteren unter unseren Leserinnen erinnern sich noch der Zeit, da Dreifuß und Kesselhafen in der Küche eine wichtige Rolle spielten; die heutige Jugend dagegen kennt diese Gegenstände kaum noch vom Hörensagen. Diese Thatsache allein kennzeichnet schon die große Umwälzung, die sich, entsprechend dem übrigen Charakter unserer Zeit, auch auf küchenwirtschaftlichem Gebiete vollzogen hat. Obgleich nun die Urwäter-Hausrat beseitigt wurde, noch gar nicht so fern liegen, stehen wir allem Anschein nach schon wieder vor einer neuen Umwälzung unserer Kücheneinrichtungen: auch über die moderne Kochmaschine ist bereits das Todesurteil gesprochen.



Neuer Apparat zum Kaffeebrennen mit Gas.

wie die landläufigen Küchenplagen sonst noch heißen mögen, werden in einigen Jahrzehnten, ebenso wie heute Dreifuß und Kesselhafen, nur noch vom Hörensagen bekannt sein. Seitdem die Gasheizung der Kohlenheizung ernstlich den Krieg erklärt hat, kann der Ausgang dieses Kampfes kaum mehr zweifelhaft sein. Von Haus zu Haus hält das Gas seinen siegreichen Einzug in die Küchen, und so schwer es manchen Hausfrauen werden mag, sich von alten, liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen, auf die Dauer werden sie dem Zuge der Zeit nicht widerstehen können.

Unter den vielen Vorzügen, die der modernen Gasheizung das Wort reden, steht in erster Linie ihre große Bequemlichkeit und die dadurch bedingte Zeitersparnis. Der Gaskochapparat kann überall mit Leichtigkeit angebracht werden. Ein Streichholz setzt ihn in Thätigkeit, und durch eine leichte Handbewegung kann man die Hitze ganz nach Wunsch regulieren. Zu jeder Tages- und Nachtzeit hat man buchstäblich im „Handumdrehen“ den Herd im Betriebe. Das bisherige umständliche Feueranmachen, das Schüren und Nachlegen, das unnötige Brennen nach der Benutzung fallen fort, und ebenso wenig hat die Köchin mit Rauch, Asche und andern Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Als ein ganz besonderer Vorteil ist es zu bezeichnen, daß das Gasfeuer keinen Ruß erzeugt. Man kann den Boden eines Kochgeschirres, das stundenlang auf dem Feuer gestanden hat, mit einem weißen Tuche abreiben, ohne daß auch nur eine Spur von Ruß daran wahrzunehmen ist. Diese Reinlichkeit erklärt sich dadurch, daß dem



Zweiloch-Kochplatte.

Brenngase Luft im Verhältnis von drei zu eins beigemischt ist. Durch diese Luftbeimischung verbrennt das Gas mit blauer, entleuchteter Flamme vollständig geruchlos, und seine Heizkraft wird in bedeutend höherem Maße ausgenützt, sodaß damit gleichzeitig eine wesentliche Ersparnis erzielt wird.

Eine weitere Annehmlichkeit ist es, daß man den Gasapparat aufstellen kann, wo es einem beliebt. Ein Tisch, ein Schränkchen genügen als Unterlage; man ist weder an den Kochherd, noch an Schornsteinanlagen gebunden. Die auf diese Weise erzielte Raumersparnis ist namentlich für die heutigen großstädtischen Wohnungsverhältnisse nicht zu unterschätzen.

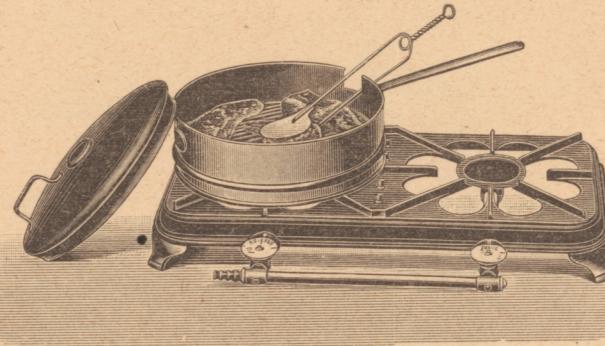
Noch wesentlichlicher aber ist die mit dem Gaskochen verbundene Zeitersparnis. Mit Ausnahme von Fleischsuppen läßt sich jede Speise, Braten, Gemüse oder wie sie sonst heißen mag, auf dem Gasherde in höchstens einer Stunde gar machen. Es kommt hinzu, daß die herzustellenden Gerichte infolge der gleichmäßigen konstanten Hitze viel weniger der Aufsicht bedürfen wie beim Herdfeuer. Zieht man dann noch den Wegfall der Nebenarbeiten, wie Anmachen, Unterhalten und Schüren des Herdfeuers in Betracht, und erwägt man ferner, daß ein Verschmutzen der Kleider und Hände bei der Reinlichkeit des Gasfeuers vollständig ausgeschlossen ist, so ergibt sich eine Gesamtsparsparnis an Zeit und Arbeit, die manche Hausfrau in den Stand setzen wird, sich in Zukunft ohne die bisher unentbehrliche Köchin zu behelfen oder doch sie durch eine billigere Aufwärterin zu ersetzen.

Damit wären wir bei der Frage angelangt, von deren

Beantwortung zweifellos die endgiltige Entscheidung zu Gunsten der einen oder der anderen Feuerungsart abhängen wird: nämlich bei dem Kostenpunkte. Ein Beispiel wird hierüber am besten Aufschluß geben. Um ein Liter Wasser ins Kochen zu bringen, bedarf es einer Gasmenge von dreißig Litern. Demnach würde sich der Tagesbedarf an Gas für eine bürgerliche Familie von vier Personen ungefähr wie folgt stellen:

1 Liter Wasser für Kaffee oder Thee u. s. w.	=	30	Liter Gas
1 " Milch	=	30	" "
Eier u. s. w.	=	60	" "
Mittag.			
Suppe, Kochzeit 3 Stunden	=	420	" "
Kartoffeln, Kochzeit 1/2 Stunde	=	140	" "
Gemüse, Kochzeit 1/2 Stunde	=	140	" "
Gebratenes	=	80	" "
4 Liter Aufwaschwasser	=	70	" "
Abend.			
Kaffee oder Thee	=	30	" "
Abendbrot.			
Gebratenes, Eier oder dergl. 1/4 Stunde	=	80	" "
1 Liter Theewasser	=	30	" "
Aufwaschwasser	=	50	" "
Zusammen 1160 Liter Gas.			

In Berlin, wo der Preis des Gases für Koch- und Heizzwecke neuerdings auf 10 Pfennig für den Kubikmeter herabgesetzt ist, würde die Familie also ihren täglichen Bedarf an Gasheizung mit 11,60 Pfennig decken können. Für den Monat würden sich die Kosten demnach auf etwa 3,50 Mark belaufen. Allerdings ist hierbei eine sparsame und rationelle Ausnutzung der Feuerung vorausgesetzt. Trotzdem aber wird jede erfahrene Hausfrau aus den angegebenen Zahlen sofort erkennen, daß das Gas auch in Bezug auf Billigkeit der Kohle in keinem Falle nachsteht, von anderen Feuerungsmitteln, wie Petroleum und Spiritus gar nicht zu reden. Uebrigens lassen sich selbst die hier angegebenen geringen Kosten noch erheblich herabsetzen, wenn man sich zu dem neuer-

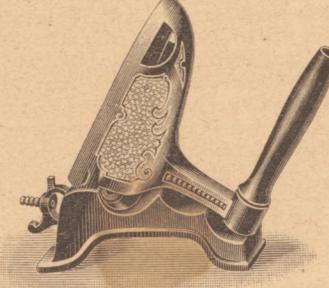


Gas-Grilltopf.

dings mehr und mehr in Aufnahme kommenden Kochbetriebe mittelst der sogenannten „Selbstkochapparate“ entschließt. Der Gasingenieur Richard Gohde in Berlin, der bekannte Vorkämpfer auf dem Gebiet der Gasheizung, hat verschiedenartige Apparate konstruiert, die an Einfachheit und Bequemlichkeit selbst sehr hohen Ansprüchen genügen. Es ist durchaus nicht nötig, daß die Speisen fortgesetzt kochen, um gar zu werden. Es ist vielmehr längst festgestellt, daß jede kurze Zeit aufgekochte Speise an ihrer eigenen Hitze gar wird, wenn nur Vorkehrungen getroffen sind, daß die Hitze sich nicht vor der Zeit verflüchtigt.

Auf diesem Prinzip beruht der Gohde'sche Apparat. Er besteht der Hauptsache nach aus einem luftdicht verschließbaren Behälter, dessen Wände derart konstruiert sind, daß sie die Hitze nach Möglichkeit festhalten. Die dazu gehörigen Kessel sind in ihren Abmessungen so gehalten, daß sie den Apparat gerade ausfüllen. Für die Benutzung ist weiter nichts erforderlich, als daß man die zu bereitenden Speisen fünf Minuten lang aufkochen läßt und sie dann direkt vom Feuer weg in den Behälter stellt, der sofort verschlossen wird. Das Garwerden befolgen die Gerichte von selbst. Nach drei bis vier Stunden hat man nur nötig, sie herauszunehmen, um sie genussfertig auf den Tisch zu bringen. Die Einfachheit und Billigkeit dieser Kochmethode liegt auf der Hand. Sie hat außerdem noch den großen Vorzug, daß die Speisen sowohl nach drei Stunden, wie nach vier, fünf oder sechs Stunden genossen werden können, ohne zu zerfallen, oder irgendwie an Wohlgeschmack zu verlieren. Es erklärt sich dies einerseits durch den luftdichten Verschluss und andererseits durch die gleichmäßige Temperatur, die die Speisen stets frisch erhält. Da das Gasfeuer, wie schon bemerkt, keinen Ruß erzeugt, so läßt die Einrichtung auch in Bezug auf Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Annehmlichkeiten, welche dies Verfahren namentlich für größere Familien bietet, sind in der That unverkennbar. Auch im Haushalte ist Zeit Geld. Eine Mutter, die auf diese Weise zwei bis drei Vormittagsstunden gewinnt, in denen sie sich der Sorge für ihre Kinder widmen kann, wird den Vorzug gewiß zu schätzen wissen.

Ähnliche Vorteile wie beim Kochen ergeben sich auch beim Braten und Backen mittelst der Gasapparate. Hier kommen vor allem die schnelle, gleichmäßig verteilte Hitze und der Umstand in Betracht, daß das Fleisch während der Dauer der Herstellung stets von frischer Luft umspült wird, was den Wohlgeschmack wesentlich erhöht. Die allseitige augenblickliche



Plättapparat.

Hitze bewirkt, daß das Eiweiß des Fleisches an der ganzen Oberfläche sofort gerinnt. Dadurch bildet sich eine undurchdringliche Schicht, welche das Auslaufen des Saftes verhindert, der bei der bisherigen Bratweise zu einem großen Teile durch Verdunstung verloren geht. Es kommt ferner hinzu, daß die Gasbratröhre mit heißem Wasserdampf gefüllt ist, während die Kohlenröhre mit trockener Hitze arbeitet, die die Verdunstung der Sauce in hohem Grade befördert. So kommt es, daß ein in der Gasröhre hergestellter Braten bis zu fünfzehn Prozent weniger an Gewicht verliert als ein im gewöhnlichen Bratofen bereiteter.

Ähnliche Vorteile ergeben sich beim Backen, wobei außerdem ebenfalls die bequeme Handhabung und die leichte Regulierbarkeit der Hitze eine ganz wesentliche Erleichterung und Bequemlichkeit gewähren.

Die äußere Konstruktion der Gasapparate entspricht durchweg den bisher gebräuchlichen Kohlenapparaten, sodaß ihre Anwendung keinerlei Schwierigkeiten verursacht. Die beigegebenen Abbildungen bedürfen kaum einer Erklärung. Die Gohde'sche Zweiloch-Kochplatte mit Brat- und Backröhre (s. d. Abbild.) genügt für eine Familie bis zu zehn Personen. Auf einen Tisch oder die bisherige Kochmaschine gestellt, braucht sie nur durch einen Gummischlauch mit der Gasleitung verbunden zu werden, um sofort in Gebrauch genommen werden zu können.

Einer besonderen Beschreibung bedarf nur noch der sog. Gas-Grilltopf (s. d. Abb.). Dieser Topf ist sowohl als Brat- wie als Röstapparat verwendbar; seine wesentlichsten Vorzüge liegen aber unserer Ansicht nach auf letzterem Gebiet, weil er die Herstellung von Röstbraten kleinsten Umfanges, Beefsteaks, Koteletten u. s. w. in der einfachsten und rationellsten Weise ermöglicht. Der Topf ist mit einem Rost versehen, der durch die Gasflamme in wenigen Minuten glühend gemacht wird. Legt man auf diesen Rost das vorher bratfertig gemachte Kotelett u. dergl., so zieht die Gluthitze die Poren des Fleisches sofort derart zusammen, daß auch nicht ein Tropfen des Saftes verloren geht. Schon nach dieser einen Thatsache werden die Hausfrauen beurteilen können, daß eine solche Methode jedem andern Bratverfahren vorzuziehen ist.

Unser Raum gestattet nicht, auf die zahlreichen andern neuen Apparate näher einzugehen, wir könnten sonst noch mancherlei erwähnen, was viele unserer Leserinnen gewiß sehr interessieren würde. So z. B. einen Kaffeeröster (s. d. Abb.), mittelst dessen man 1/4 Pfund Kaffee bei einem Gasverbrauch von 50 Litern = 1/2 Pfennig in muster-giltiger Weise brennen kann. Wir wollen nur auf den Plättapparat (s. d. Abb.) noch kurz hinweisen. Das Plättchen mittelst dieser Vorrichtung erfordert weder Holz noch Kohle. Es sind lediglich zwei Eisen nötig, die abwechselnd auf die in dem Unterlage brennende Flamme gesetzt werden. Ist das eine Eisen kalt, so nimmt man das andre und kann so ohne Unterbrechung weiter plätten, ohne eine Zange oder irgend ein andres Gerät zur Hand nehmen zu müssen. Der Preis für die Gasheizung beläuft sich auf noch nicht 2 1/2 Pfennig in der Stunde. Für 25 Pfennig hat man also den ganzen Tag heiße Eisen zur Verfügung. Es wäre unnütz, wollte man über die Vorteile dieses Verfahrens weiter ein Wort verlieren.

Die Gasheizung empfiehlt sich nicht etwa nur für besser situierte Familien, sondern kommt ihrer Einfachheit und Billigkeit wegen in erster Linie gerade den weniger begüterten Klassen zu gute, zumal in den Großstädten, wo einerseits die Gasgesellschaften den Anschluß in jeder Weise erleichtern und andererseits — wie in Berlin von der Firma Gohde — die Apparate auch leihweise gegen geringes Entgelt zur Verfügung gestellt werden. Die Einrichtungskosten beschränken sich daher auf einige Mark, die durch Ersparnisse an Zeit und Geld in wenigen Wochen wieder eingebracht sind. U. S.

Wechselrätsel.

Einst hat ein Dichter in mir die Thaten der Helden besungen, Hab' ich ein anderes Haupt, bin ich ein großer Prophet.

Metamorphosen.

Wie gelangt man durch Metamorphosen von Wagner über drei Zwischenstufen zu Brahms?

Man erhält jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchstaben verändert und die drei andern beibehält. Diejenigen Stellen, an denen eine Buchstabenveränderung eintreten soll, sind durch Punkte bezeichnet.

W	a	g	n	e	r
.
.
.
B	r	a	h	m	s

Wortkette.

Sieben dreisilbige und sieben zweisilbige Wörter sind zu einer Wortkette verbunden. Die Endsilbe eines jeden Wortes ist gleich der Anfangsilbe des nächsten und die Endsilbe des letzten Wortes ist gleich der Anfangsilbe des ersten.

Die vierzehn Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. einen englischen Dichter, 2. ein Zeichen des Tierkreises, 3. eine Stadt in Spanien, 4. einen großen Vulkan in Mittelamerika, 5. einen Wahlspruch, 6. einen männlichen Vornamen, 7. eine Stadt in Thessalien, 8. einen großen Strom in dem europäischen Rußland, 9. einen Vogel, 10. ein Gefäß, 11. ein Lied, 12. eine Stadt in Mittel-Deutschland, 13. einen Frauennamen in dem Titel eines Goethe'schen Gedichts, 14. eine Inselgruppe Polynesiens.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 95. „Abelina Patti“.

I. Alba, II. Daja, III. Gisa, IV. Luna, V. Irma, VI. Numa, VII. Anna, VIII. Poja, IX. Nula, X. Tuba, XI. Toga, XII. Infa.

Auflösung des Rätselbüchchens Seite 95. Stiehlatt.

Auflösung der Anagrammaufgabe Seite 95. Rittershaus.

Rosamunde, Italiener, Turanot, Thunelba, Elisabeth, Rotwein, Sudermann, Hameling, Auerbach, Urenel, Sardinien.

Haarfrisur in Japan.

Nachdruck verboten.

Gleich ihren europäischen Kollegen schwärmen die japanischen Romanciers in ihren Dichtungen für Damen mit schönem und wohlfrisiertem Haar. In der hübschen, aus alter Zeit stammenden Geschichte der treuen Könin äußert der ästhetisch veranlagte Verchwörer Gihai zu seiner Gattin: „Wer würde daran denken, eine Frau zu seinem Weibe zu begehren, welche ihr Haar nicht schmuck in Ordnung hält?“

Die originelle Haartracht der Japanerinnen beherrscht bekanntlich zur Zeit den europäischen Geschmack, der sich bezüglich der Frisur neuerdings immer mehr an das japanische Vorbild anlehnt. Eine Veranschaulichung der echten japanischen Haarfrisur dürfte daher nicht ohne Interesse sein.

Die Japanerin hockt, wie unser Bild zeigt, bei der Haarfrisur nieder und läßt ihr Haar von der Friseurin kunstgerecht ordnen. Diese entnimmt dem niedlichen, mit Schiebefächern versehenen Kasten von Goldlack die zierlichen Kämmen, das wohlriechende Del, die Nadeln und auch das zum Bepudern von Gesicht und Hals notwendige weiße Pulver, ein Produkt aus dem mehligten Samen der Jalapa. Dann geht sie ans Werk. Aber sie schafft keine Zöpfe und auch keine Locken, denn beide sind bei den japanischen Frauen niemals Mode gewesen. Auch wählt sie nicht die Frisur des lose und lang herabhängenden Haares, da diese nur von den Hofdamen des alten Kaiserhauses getragen wurde. Nein, nachdem sie das Haar gelöst, sodaß es in blauschwarzer Flut herabwallt, kämmt sie es sorglich aus, salbt es wohlbutend, streicht es aus dem Gesicht nach oben zurück, breitet es über den Ohren flügelartig in glatten Büschen aus, fügt zwischen diesen eine kleinere Puffe ein und schlingt es hinten auf dem Haupt zu einem Knoten. Nun fügt sie noch die Haarnadeln aus Metall und Schildpatt mit den zierlichen Blüten, Vögeln und Insekten, kleinen, bunten Bildungen aus Filz, ein — und die kunstgerechte Frisur ist fertig. U. K.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Ein prächtig gelungenes Ballfest ohne Herren hatten auch in diesem Jahre die Berliner Künstlerinnen veranstaltet. Zum Besten der „Kasse für löbliche Stipendien“ fand am 24. Januar in den „Rempfern“ der Philharmonie eine „Festivität von ehrbaren Matronen und sittsamen Jungfern“ statt, die von mehr als zweitausend Damen besucht war und in überaus frischen und humorvollen Jahrmarktsszenen aus dem Jahre 1800 den Teilnehmerinnen ein gutes Stück altberlinischen Lebens vorführte. Zwischen den aufgestellten Buden, in denen Thee und Champagner verkostet wurde, Seiltänzer, Barbier, Zahnzieher, Wahrsagerinnen, eine Schlangenbändigerin, eine Cierztänzerin, eine Schuttreiterin u. s. w. ihr Unwesen trieben und in den drolligsten Plakaten ihre Künste anpriesen, schob und drängte sich eine schaulustige Menge, zumeist Herren und Damen in echten Trachten aus dem Anfang unsres Jahrhunderts, daneben aber auch Matrosen, Reutenants, Gardisten mit der hohen Blechmütze, Studenten, Mönche, Nonnen, Schusterjungen, Schornsteinfeger, Savoyarden, Mohren, Chinesen u. s. w. Mehrere Postämter hatten sich aufgethan und machten mit dem Verkauf humoristischer Postkarten gute Geschäfte. Unter den „Vergnüglichkeiten“ wurden hübsche Gruppen Tänze geboten: Quadrillen von Postillonnen und sittsamen Jungfern, von Zigeunern und Zigeunerinnen, ein Menuett von Honoratioren-töchtern u. dergl. Besonders Beifall fanden die Vorführungen wilder Bestien in der Halle „vor den Thoren“, das Auftreten „menschlicher Nachtigallen“ und die Späße eines Marionettentheaters. Das originelle Fest währte bis zum nahenden Morgen.

Die 15. Jahresausstellung von Gemälden und Skulpturen hat der Verein der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in der Akademie der Künste, Unter den Linden 38, in der Zeit vom 2. Februar bis Anfang März d. J. veranstaltet. Wie dieser Verein im Laufe der Jahre an Mitgliederzahl und Bedeutung, so haben auch seine Ausstellungen an Umfang und Ansehen ganz erheblich gewonnen. Der diesjährige Katalog weist 350 Nummern auf, und zwar nicht nur Stillleben und Blumenstücke, wie ehemals ausschließlich, sondern auch zahlreiche Genre- und Landschaftsbilder, Porträts und eine Reihe meisterhafter Aquarelle und Pastellbilder. Dora Hix ist mit einem lebenswahren Genrebild, das die Um-

armung einer Mutter und ihres Kindes darstellt, vertreten; Marie von Bunsen mit einem überaus stimmungsvollen „Kruzifix auf der Heide“; Gertrud Bürger mit einer allerliebsten Anekdoten „Was thun?“; E. Pagge-Lübberitz mit einer bemerkenswerten „Sappho“ und Elise Grebler mit einem trefflichen Bilde „Sonntagsruhe“. Unter den Landschaftsbildern sind die Gemälde von Marie von Reubell, M. Grünwald und Paula Bonte hervorzuheben. Unter den Porträts zeichnen sich durch feine und scharfe Charakteristik die Bildnisse von Elise Brennick, Marie Grelinger, M. Dehmann, J. Cronen, Johanna Kawerau, S. L. Schlieder, Ilse Schütze, Adele Tobias, Klara von Wagener u. a. aus. Ganz hervorragend sind die Zeichnungen und Radierungen von Frau Cornelia Paczka-Wagner, und zahlreiche ausgezeichnete Blumenstücke und Stillleben haben Luise Vegas-Parmentier, G. Hebe mann, Margarete Hönerbach, Helene Iversen, Frau Jägerhäuser, Magdalene Lehnerdt, Emma Lobedan u. v. a. auf die Ausstellung gebracht, mit der wieder eine Lotterie zum Besten der Darlehns- und Unterstützungskassen des Vereins verbunden ist.

— Eine Prinzessin als Arztin. Frä. Dr. Melik Beglarion stammt aus einem uralten armenischen Fürstenthum. In ihrem Heimatdort Talisch, in dem Khanum Karabach, am Südbahne des Kaukasus, wuchs die kleine Fürstentochter auf. Die Eltern legten dem Drange der Tochter nach höherer Bildung nichts in den Weg, und nachdem sie, wie es bei reichen Armeniern Sitte ist, eine gründliche Vorbildung durch armenische und französische Hofmeister erhalten, wurde sie, vierzehn Jahre alt, in das Mädchen-gymnasium in Tiflis geschickt. Nach Ablegung des Diplomeramens wandte sich Frä. Melik Beglarion nach Bern und Zürich, um an der schweizerischen Hochschule Medizin zu studieren, und sie war die erste Armenierin, welche den medizinischen Doktorgrad erlangte. Einer großen Praxis erfreute sich die fürstliche Arztin, als sie nach ihrer Promotion sieben Monate lang in der Heimat weilte; 24 Stunden weit kamen die Kranken, es gab Tage mit 70, keinen Tag unter 15 Patienten. Die letzten Monate des vorigen Jahres verbrachte sie als Assistentin von Frau Dr. Rosa Kerschbaum, die eine Heilanstalt für Augenkranken in Salzburg leitet. Nunmehr ist die junge Arztin nach Armenien zurückgekehrt, um dort aus eigenen Mitteln ein armenisches Spital, das erste in ihrer Heimat, zu errichten.



Bei einer japanischen Friseurin.

— Eine Vereinigung von Frauen Münchens, an deren Spitze die bekannte Schriftstellerin Helene Böhlau steht, hat sich mit dem künftigen deutschen Familienrecht nach dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches eingehend beschäftigt und einstimmig einen Protest gegen die beabsichtigte civilgesetzliche Unterscheidung der beiden Geschlechter beschlossen; im besondern gegen den Ausschluß der Frau von der Bestellung zur Vormundschaft und von der Teilnahme am Familienrat, gegen die vorgeschriebene Einwilligung des Mannes zu den Rechtsgeschäften der verheirateten Frau und gegen die Fortdauer des gesetzlichen Güterrechtes, wonach das Vermögen und der Erwerb der Frau auch fernherhin der Verwaltung, Nutzung und dem Besitz des Mannes unterstellt werden würde.

— Bei der Wohlthätigkeitsvorstellung des Vaterländischen Frauenvereins, die am 30. Jan. d. J. im Krollischen Etablissement zu Berlin stattfand, wurde ein Festspiel von Johanna Valk unter lebhaftem Beifall aufgeführt.

— Die in Baden-Baden lebende Komponistin Frä. Luise Adolpha Le Beau hat ein Chorwerk „Habuth“, Scenen aus Scheffels „Eckehard“, für Soli, Chor und Orchester, geschaffen, das von dem Bodan-Chor in Konstanz mit großem Erfolge aufgeführt wurde.

— Dem Breslauer Zweigverein der deutschen Schillerstiftung hat Frä. Grünmachner 8000 Mark geschenkt.

Vorderteilen zugleich abschließt. In Keulenform geschnittene Aermel, oben an der Innennaht puffenartig in Falten gelegt, vervollständigen das Kostüm.

Ueberaus wirkungsvoll erscheint die elegante Toilette aus theegrünem Atlas (Fig. 3), deren leicht schleppender Rock mit einem hinten mit einer Schleife verzierten Gürtel mit gleichfarbigem Atlasband abschließt. Die blusenartige Taille ist mit schwarzem, mit blinkenden Perlen und Pailletten behäutem Tüll* überdeckt und mit Frisuren von schwarzer Seidengaze ausgefattet, die, auf den Aermeln in Bindungen geordnet, den oberen, glatten Teil der Taille passgenau abgrenzen und vorn an beiden Seiten unter schönen Letzornamenten enden. Hinten setzen sich die Frisuren, deren Ansatz eine graziose Perlborüre deckt, an beiden Seiten, leicht gefaltet, bis zum Taillensabschluss fort, wo sie unter der Gürtelschleife verschwinden. Dicht gefaltete Seidengaze liegt auch dem Bündchen der halblangen Bauschärmel auf, die aus Atlas und Tüll bestehen. Den mit Gaze beklebten Stehkragen zieren an beiden Seiten volle Rosetten, denen sich je eine Schlinge von theegrünem Atlasband anfügt.

Bezugquelle: Paris, Coussinet et Piret, 43 rue Richer; Fig. 1 und 3; Berlin, Herrmann Gerjon, Fig. 2.

* Zu beziehen durch S. Brilles, Berlin W., Potsdamerstraße 41.

Fig. 1—6. Pariser Frühjahrs-toiletten.

Für den rauhen Norden dürften die hier ver- bildlichten Toiletten noch etwas verfrüht erscheinen, doch für alle diejenigen, die so glücklich sind, den Frühling an der Riviera oder überhaupt im Süden zu verleben, werden sie sicherlich willkommen sein.

In Fig. 1 sehen wir eine Frühjahrs-Promenaden- toilette, in der havannafarbener Alpaca, dunkler getönte Seide und gelbliche Guipürespitze zu einem hübschen Ensemble vereint sind. Der weite Ärmelrock des eigenartigen Kleides ist auf dem Vordertheil in ersichtlicher Weise mit Schrägstreifen aus Seide geschmückt, die seitwärts von Guipürespitze begrenzt sind. Die Taille mit hinten welligem Schoß öffnet sich vorn über einem seidenen Niederteil, dem sich ein Laç aus Guipürespitze anfügt. Die Taille ist oben vertikal ziemlich stark eingekraußt, wobei ein breiter Kopf die Begrenzung für den Laç bildet. An dem glatten, untern Teil ist der Stoff in eine nach vorn gefehrte Falte gelegt und daselbst mit schönen Knöpfen geziert. Den Stehkragen deckt eine hochstehende, gekraußte Spitze, der sich zu beiden Seiten seidene Kojetten anfügen. Die sehr hübschen, den Unterarm eng umschließenden, mäßig weiten Ärmel sind in vertikale, nach unten sich verschmälernde, flache Puffen gezogen.

Eine allerliebste Toilette für junge Mädchen (auch zu Konzerten u. s. w. passend) zeigt Fig. 2. Sie besteht aus rosa, feingemustertem Taffet und ist mit dunkler getöntem Seidenband und cremefarbener Spitze garniert. Auf dem Ärmelrock sind zu beiden Seiten in ersichtlicher Weise gekraußte Spitzen angebracht, die unter großen, rosettenähnlichen Bandschleifen enden. Die Blusentaille ist oben passierartig eingekraußt und vorn und hinten in der Mitte mit je einer flachen Falte gearbeitet, unter der im Tailienabluß die von den Schultern kommenden Spitzenvolants verschwinden. Den Ansatz der Spitze deckt ein gewundenes Band, das auf beiden Schultern in flotten Schleißen endigt und in der Mitte durch eine Rosettenschleife gehalten wird. Ein breiter, gefalteter Bandgürtel umschlingt die Taille. Für den Stehkragen ist ein gefaltetes Band verwendet, und die Bauschärmel schließen mit Bandwindungen ab. Aus den letzteren erheben sich gezogene Bänder, die die Ärmel kelchartig umschließen. Von jugendlichem Reiz ist auch der Hut aus rosa Strohgeflecht, dessen Krempe höchstehende Zacken, sowie eine Kränze aus durchbrochenem Geflecht, und seitwärts ein kleiner rosa Federtuff mit Silberdisteln zieren.

Für ältere Damen passend ist die Toilette aus braunem Grosgrain in Fig. 3. Der weite Rock zeigt auf jeder Seite an den beiden ersten Falten schöne, kleine Emailknöpfe, die an der ersten Falte oben, an der zweiten Falte unten aufgesetzt sind. Die Taille ist vorn und hinten mit Schneppe gearbeitet und öffnet sich mit spitz verlaufenden, von schwarzer Guipürespitze bedeckten Aufschlägen über einem Westenteil aus sehr breitem Chinesband, das unter der Schneppe hervor auf den Rock herniederfällt. Am Stehkragen ist der Einsatz mit einer Schleiße geschmückt. Der Taille liegt ein großer Kragen auf, der wie die Revers mit Spitze bedeckt ist. Die gleiche Verzierung zeigen die geschlitzten Manschetten.

Leicht und gefällig, dabei höchst eigenartig ist die für junge Damen zu Konzerten, Reunions u. s. w. geeignete Toilette Fig. 4. An dieser besteht der Rock aus silbergrauem, am Rande mit weißer Seide besticktem Crepon, zu dem die glatte Taille aus hellgrauem Libertysammet mit einer Umrandung und Gürtel aus weißem Atlas ebenso apart wie hübsch erscheint. Die Taille hat einen geschlitzten Schoß und einen breiten Ueberfallkragen, der geschlitzt und mit weißem Atlas begrenzt ist. Er wird zum Teil verhüllt von einem Fichu aus weißem, besticktem Crêpe de Chine in dem Stil Marie Antoinette, das auf der Brust durch einen Strauß frischer Rosen zusammengehalten wird. Die engen, allerdings von dem Kragen fast ganz verhüllten, nur bis zum Ellenbogen reichenden Ärmel schließen mit großen Aufschlägen und einer Crêpe de Chine-Draperie ab.

Zwei hübsche Frühjahrs-Strasent- toiletten zeigen Fig. 5 und 6. Die erste aus beigefarbenem Wollstoff ist mit cremefarbener Spitze und gleichen Applikationen geziert, die den Rand des Ärmelrockes in einzelnen Figuren umgeben. Die Taille ist mit Spitzeneinsätzen versehen, die auf beigefarbener Seide ruhen. Am Rücken verläuft der Einsatz spitz am Tailienabluß, vorn schon auf der Mitte der Brust. Dagegen zeigt die Vordertheil unten zu beiden Seiten keilförmige Einsätze. Die oben geschlitzten Ärmelarme lassen gleiche Spitzeneinsätze sehen. Am Handgelenk sind die Ärmel gezackt und mit je zwei Spitzeneinsätzen verziert. Ein geschweifeter, seitlich spitz auslaufender, absteigender Kragen begrenzt den Ausschnitt des Kleides, mit dem der runde, aus beigefarbenem Phantasiefiedengeflecht hergestellte, mit Spitzen und mattrosa Rosen gezierte Hut vortrefflich harmoniert.

Von vornehmer Einfachheit ist das Kleid Fig. 6 aus grauem Wollstoff, mit Sammet, weißer Seide und schwarzer Lize garniert. Der Taille liegt ein mit Sammetstreifen abschließender Laçteil aus Wollstoff auf, dem sich seitwärts auf den Schultern eine vorn den Arm umschließende Falten- draperie anfügt. Die Draperie stößt auf der Mitte des Rückens spitz aneinander. Ueberdies ist der Laçteil mit einer durch Lize abgegrenzten Blatt- form aus weißem Seidenstoff verziert. Gleiche Verzierungen sind oben sowie



Fig. 1—4.

unten auf dem Rock angebracht und werden unten festonartig durch Lize miteinander verbunden. Die oben sehr weiten Ärmel sind am Handgelenk gleichfalls mit solchen kleinen Figuren geschmückt; ein sehr geschweifeter, mit Lize verzierter, außen mit Sammet bekleideter Kragen, sowie ein Sammet- gürtel schließen die Taille oben und unten ab. Zu dem aus grauem Phantasiefiedengeflecht hergestellten Hut sind graue Federn, Band und mattrosa Apfelsblüten als Schmuck verwendet.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 1, 5, 6; Mme. Gradoz, 67 rue de Provence: Fig. 3, 4; Brun Cailleux, 48 rue de la Victoire: Fig. 2.



Fig. 5.

Fig. 6.

Feine Küche im März.

Nachdruck verboten.

Regentensuppe. Eine außerordentlich kräftige Fleischbrühe aus Rindfleisch, Kalbfleisch, etwas rohem, magerem Schinken und einem Suppenhuhn bildet die Grundlage dieser feinen Gesellschaftssuppe. Man kocht die Suppe am besten tags zuvor und bereitet am folgenden Tage die verschiedenen Gemüseeinlagen. Man nimmt Karotten, Sellerie und Porree und bohrt die ersteren mit einem Gemüseaussstecher in Erbengröße, den letzteren mit einem Kolonnenausstecher aus, kocht dies in Salzwasser halb weich, legt es dann nebst einem Kopf in Röschen zerteiltem Blumenkohl in Bouillon und dünstet sie vollends gar. Ist dies geschehen, so thut man eingemachte junge Erbsen und Spargelspigen, sowie in feine Streifen zerschnittene Trüffel und Champignons in die Bouillon, gießt die übrige entfettete und gefärlte Kraftsuppe daran und erhitst sie mit den Gemüsen, ohne daß sie kochen darf. Kleine Hühnerfarceklößchen werden für sich gekocht und zuletzt nebst einem Glas Sherry in die fertige Suppe gethan.

Rubelkrustaden à la reine. Aus sechs bis acht Eigelb bereitet man auf bekannte Weise einen Rubelteig, läßt ihn trocken und schneidet ihn dann in ganz feine Rubeln, die man einige Minuten in Salzwasser abkocht, abtropfen läßt, schnell mit kaltem Wasser überpült und dann in 75 g Butter, ebensoviele geriebenem Parmesankäse und ein wenig Muskatnuß heiß schwenkt. Eine Sautierpfanne wird dick mit Butter ausgefrichen und hierin die Rubeln etwa 4 cm dick auseinandergetrighen, dann bebedt man sie mit einem Butterpapier und preßt sie mit einem etwas beschwerten Brettchen, bis sie kalt sind. Man stürzt den Rubelkrustaden, sticht mit einem runden Ausstecher kleine, 3 cm große Krustaden davon aus, dreht sie in Semmel, dann in zerquirtem Ei und Semmel um, setzt sie auf ein Blech und markiert mit einem Löffel oder einem kleineren Ausstecher oben den Deckel. Aus einer gebratenen Poularde löst man das Fleisch, wiegt es fein mit einigen Champignons, bereitet dann eine helle Mehlschwitze, verköcht sie mit halb heller Bouillon, halb süßer Sahne, thut einige Röllchen gehackten Schinken, ebensoviele geriebenen Parmesankäse daran, sowie Pfeffer und Salz und kocht eine dicke, sämige Sauce davon aus, die man durchstreicht. Man mischt einen Teil der Sauce nebst einigen Eigelb unter das Hühnerfleisch, thut es in zerlassene Butter und rührt dies Püree im Wasserbade heiß. Auch die übrige Sauce wird heiß gestellt und so viel kleine ganze Champignons, als man Krustaden hat, ebenfalls erhitzt. Kurz vor dem Anrichten bäckt man die Rubelkrustaden in Backfett goldbraun, nimmt den markierten Deckel ab, höhlt sie rasch aus, füllt sie beinahe voll mit dem Hühnerpüree, darüber einen Löffel der Béchamelsauce und legt einen Champignon als Deckel auf. Das Aushöhlen und Füllen muß möglichst rasch geschehen, damit die Krustaden heiß zur Tafel kommen.

Farrierter Steinbutt. Man braucht dazu einen mittelgroßen Steinbutt und einen kleineren beliebigen andern Fisch zur Farce. Der Steinbutt wird mit Salz und Citrone gut abgerieben, worauf man die Flossen und die Schwanzspitze abläßt. Dann schneidet man ihn den Rücken entlang auf, löst die Gräten heraus, reibt ihn mit Salz und Muskatnuß aus und füllt ihn mit dem größten Teil einer Fischfarce, zu der man das sorgfältig losgelöste und entgrätete Fleisch des kleineren Fisches hat und mit gewiegten Champignons, Petersilie, Eiern, Salz, etwas Sahne, Gewürz und gewicktem Weichbrot zur Farce mischt. Eine passende Pfanne wird mit Butter dick ausgefrichen, der Fisch hineingelegt mit der weißen Seite nach oben, welche man nun mit dem Rest der Farce gleichmäßig bestreicht, mit in Butter gerösteten Semmelkrumen bestreut und mit Butter beträufelt. Man gießt zu gleichen Teilen Rheinwein und Bouillon darunter und dünstet den Fisch im Djen bei mäßiger Wärme eine Stunde.

Man muß ihn mit zwei großen Löffeln behutsam auf eine heiße, passende Schüssel legen, den Fond rasch mit bereitstehendem, braunem Buttermehl und Tomatenbrei zu sämiger Sauce verkochen und diese durchstreichen und zu dem Fisch servieren.

Warmes Hamburger Rauchfleisch au raifort à l'orange. Ein schönes Stück Hamburger Rauchfleisch legt man den Tag vorher in Wasser. Beim Kochen bindet man es in ein reines Leinentuch, setzt es mit frischem Wasser zu Feuer und kocht es ganz langsam vier bis fünf Stunden. Man schneidet es glatt zu- recht und dann in Scheiben, schiebt es wieder auf heißer Schüssel zusammen und glasirt es mit kräftiger Jus.

Man servirt es mit dem folgenden Drei. Sechs Aepfel kocht man weich, zerdrückt sie, thut eine Stange geriebenen Meerrettich dazu, reibt von drei grünen Orangen die Schale auf Zucker ab, preßt den Saft von sechs Orangen aus und thut dies zu Aepfeln und Meerrettich. Wenn noch Zucker nötig ist, so thut man diesen nebst etwas Salz noch dazu, streicht den Drei durch, rührt ihn wieder heiß und thut ihn in eine silberne, kleine Kasserolle, in der man ihn zum Rauchfleisch servirt.

Das Gericht ist von eigenartig feinem, pitantem Geschmack.

Italienischer Salat. Man legt vier schöne Heringe über Nacht in halb Milch, halb Wasser, löst das Fleisch behutsam ab, entfernt Haut und Gräten, schneidet es in dünne Scheiben, die man auseinanderlegt und in Streifen zerteilt. Ebenso zerschneidet man 500 g kalten Kalbsbraten, 250 g gekochte rote Rüben, vier Aepfel und vier Salzgurken, zwei Neunaugen und sechs Sardellen und mischt alles nebst drei Löffeln Kapern und zwei Löffeln kleinster Perlzwiebeln durcheinander. Aus fünf Eigelb und einer halben Flasche Olivenöl rührt man eine dicke Mayonnaise, vermischt sie mit Citragoneßig, einem Löffel Fleischextraktbouillon, etwas Weißwein, Mostsch und gehackten Kräutern und verrührt damit die zerschnittenen Zutaten.

Der Salat wird in einer Kristall- schüssel angerichtet und mit harten, gewiegten Eigelb und weiß, roten Rüben, Oliven, aufgerollten Sardellen und Cornichons garnirt.

Endivien à la crème. Von schönen Endivien werden die grünen Blätter entfernt, die Endivien in mehrere Teile geschnitten, in Salzwasser blanchirt, abgekühlt und fest ausgebrückt. Man wiegt sie fein, schwitz sie in Butter durch, bis alle Feuchtigkeit verdampft ist, giebt mehrere Löffel dicke Béchamelsauce daran, fügt wenig Muskatnuß, einen Löffel Jus, etwas frische Butter, wenig Salz und eine Prise Zucker dazu und kocht die Endivien unter Rüßren nun zur richtigen Beschaffenheit ein.

Sie müssen gleich servirt werden, und man garnirt sie mit gerösteten Brotschreien und verlorenen Eiern.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“.

Das Frühlingsmädchen, das durch die Welt geht, macht sich überall bemerkbar, und die ersten Frühlings Toiletten erscheinen uns ebenso reizvoll wie die ersten Frühlingsblüten. Das ist um so begreiflicher, wenn wir ein so hübsches Kleid sehen, wie in Fig. 1, das aus hellgrauem Alpaka besteht und für junge Damen bestimmt ist. Der Rock hat hinten und vorn seitlich je zwei nach unten sich verbreiternde Quetschfalten, die vom Gürtel aus etwa bis zur Hälfte mit dunkler getönter Seide festonnirt und gestickt sind. Die Falten sind gleichsam eine Fortsetzung der in gleicher Weise gestickten Bretellen, die auf den Schultern ziemlich breit sind und sich nach dem Taillenabschluss hin verschmälern (siehe auch nebenstehende Rückansicht). Die blusenartige Taille ist vorn einer Passe angefügt, die mit großmaschiger, mit grauen Chenilletupfen durchstickter Tüllspitze bedeckt ist. Die Ärmel, unter den Bretellen hervorfallenden, in gleicher Weise hergestellten Epauletten bilden scheinbar eine Fortsetzung der Passe. Die Tupfen, mit denen die Passe und Epauletten bestickt sind, stimmen in der Farbe genau mit dem aus Sammet gebildeten Gürtel und Stehtragen überein. Beide sind hinten mit gezogenen Köpfen und glänzenden Knöpfen geziert. Die



Rückansicht zu Fig. 1.

Bausärmel sind unten manschettenartig mit Spitze verhüllt. — Das kleine Toquehütchen aus schwarzem Tüll ist mit schwarzen Schleifen und einer Rosette aus grauem Sammet garniert, hinter der sich ein flotter Reifer erhebt.

Recht vornehm ist das in der Stilart Ludwigs XVI. gearbeitete Kleid Fig. 2. Der Rock aus farivertem, englischem Wollstoff in Graugrün und Crème mit feinen, gelblichen Streifen ist ohne Besatz, doch sehr weit und faltig. Die offene Jackettaille aus graugrünem Velours mit kurzem, hinten tätigem Schoß und faltigen Aufschlägen umschließt eine Weste aus gelbweißer Ottomansseide mit sehr tiefem Ausschnitt, die zweireihig durch kleine goldene Knöpfe geschlossen ist. Den Ausschnitt füllt ein Tüllplissé, auf dem ein schleifenartiges Spitzenarrangement ruht. Die Ärmel sind manschettenartig in Falten geordnet, die sich nach oben zur Puffe ausbauen. — Der aufgeschlagene, runde Hut aus graugrünem Filz ist mit ebenolhem Sammet und gleichfarbigen Federn reich garniert.

Fig. 3 zeigt ein praktisches Straßen- oder Reisekleid aus gelblichem tailor-made-Stoff. Auch hier ist der Rock ziemlich tätig, doch sind die einzelnen Teile desselben mit Steppnähten, wie wir sie an der Taille sehen, aneinandergesetzt. Die schlichte, vorn offene Paletottaille ist mit hinten sehr tolligem, vorn abgerundetem Schoß aus vielen Teilen gebildet, die, wie ersichtlich, durch Steppnähte miteinander verbunden sind. An



Rückansicht zu Fig. 3.

den Nähten der Vorderteile befinden sich kleine, vertikale, mit Patten und kleinen Perlmutterknöpfen verzierte Täschchen. Gleiche, größere Knöpfe halten scheinbar die Taille im Taillenabschluss zusammen. Von hier aus legen sich die Vorderteile mit Aufschlägen um, die sich nach oben verbreitern und mit Steppnähten, Patten und Perlmutterknöpfen geziert sind; hinten fügt sich der Taille, wie die kleine Rückansicht zeigt, ein Stehtrageanteil an. Zu der Taille wird eine seidene, ärmellose Weste mit vorn breiter Falte getragen, zu dem gelben, mit bunten Blumen verzierte indische Seide gewählt ist und die mit einem Kragen aus schwarzem Seidenband abschließt, den seitwärts flotte Schleifen schmücken.

Eine recht apart wirkende Toilette zeigt Fig. 4. Sie besteht aus gelbweißem Alpaka und ist mit Lütenrock gearbeitet. Die Taille ist durch plissierte schwarze Seidengaze verhüllt, die durch cremefarbene Spitzenapplikationen belebt wird. Gürtel und Stehtragen bestehen aus gefaltetem Seidenband und sind, wie ersichtlich, mit flotten Schleifen

Der Inserionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.
pro Monoparille-Beize.

Anzeigen.

Aleinige Annahmen-Annahme
Rudolf Klose, Berlin S.W.
und dessen Filialen.



LIEBIG

Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR AECHT,

wenn jeder Topf den Namenszug



Liebig
in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Expton der Compagnie Liebig

ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende. Hergestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's Methode unter steter Kontrolle der Herren Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Dr. Carl von Voit, München. Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.



Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften

Technikum Mittweida.

— Königreich Sachsen. —
Höhere Fachschule für Maschinenbaukunde und Elektrotechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Mandelkleie mit Veilchengenuch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
WIEN, I. LUGECK N° 3

Generaldepot bei **J. Prochownik**, Berlin S.W., Ritterstr. 43.

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:
Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W.
Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.



Seidenstoffe

Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die Seidenwaren-Fabrik von **Elten & Keussen, Crefeld.**

Damen & Herren erhalten franco Muster meiner

LODEN,

für Costume u. Mäntel vorzüglich.

Hermann Scherrer

Für die Schweiz:
St. Gallen zum Kameelhof.

München: Neuhauserstrasse 3.

WAGNERS ECHTES MERINO.

Die Echten Merino-Strickgarne von **Wagner & Söhne in Naunhof i. S.**

sind gesundheitlich das Beste und im Gebrauch das Billigste, was es giebt. Hergestellt aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle, sind sie besser als reine Wolle, da sie nicht einlaufen und filzen, besser wie reine Baumwolle, da sie nicht hart werden. Sie bleiben stets weich und geschmeidig, sind äusserst angenehm und unerreichbar haltbar im Tragen, erhitzen die Haut nicht und nehmen den Schweiß gut auf, ohne zu kälten. Sie sind deshalb für jede Jahreszeit gleich vorteilhaft und empfehlenswerth, und wer sie nur einmal versucht hat, trägt nur solche wieder. Wegen der vielen und minderwertigen Nachahmungen bitten wir beim Einkauf ganz genau auf die nebenstehende Schutzmarke zu achten. Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.

geschloffen. Die bauschigen Aermelpuffen sind in der Mitte vertikal mit plissierten Gazestreifen und Spitzenapplikationen garniert, die an dem Ellenbogen den glatten Unterärmeln mit Schleifen aus plissierten Gazestreifen angehängt sind.

Einfach und jugendlich, und sowohl für die Promenade wie auch für die Reise geeignet ist das englische „Schneider“-Kleid aus blauem Alpaka in Fig. 5. Der Rock ist mäßig weit und hinten in zwei Talfalten geordnet. Die anschließende Taille ist mit vorn glattem, hinten tolligem Schößchen gearbeitet und oben, wo sie sich mit kurzen, spitz verlaufenden Revers umlegt, mit einem kleinen Laß versehen, der mit einem Stehfragen abschließt. Den Aufschlägen fügt sich ein ziemlich breiter Umlegefragen an. Die Taille ist überdies vorn und hinten mit je drei aufsteigenden Quetschfalten geschmückt, von denen die seitlichen die Brustfalten decken und vorn unterhalb des Taillenabschlusses, die mittlere oben an den Revers mit einem grauen, großen Perlmutterknopf enden. Hinten schließen alle drei am Taillenabschluß mit je einem Knopf ab. Die mäßig weiten Aermel sind oben in einigeboppelte Quetschfalten geordnet und zu beiden Seiten derselben eingereift.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Briefkasten.

Glückauf. Zur Ausbildung in der Kunstfärberei würde für Sie die Schule des Frauenerwerbsvereins, Dresden-N., Ferdinandstr. 13, in Frage kommen. Lehrzeit zwei Jahre. Gleichzeitige Vorbildung für den Unterricht an Haushaltungsschulen ist in der Frauenerwerbschule in München am Oberanger zu erlangen. Umfassender noch ließe sich eine beratige Ausbildung in den Schulen des bairischen Frauenvereins in Karlsruhe i. B. erwerben. In Berlin käme die Schule des Kunstgewerbemuseums (Frau Dernburg, Defauerstr. 22) in Frage, wo die Ausbildung als Lehrerin drei Jahre in Anspruch nimmt. Die Unterhaltskosten müssen etwa mit 1000 M. jährlich veranschlagt werden; Schulgeld durchschnittlich mit 200 M. — Direktrien erhalten je nach Ortsverhältnissen und Leistungen 80 bis 250 M. Monatsgehalt.

R. Z. in Hallein. Die sicherste Art, im Zimmer Gummibaumstecklinge zum Wurzeln zu bringen, besteht darin, daß man die Stecklinge Ende Februar oder Anfang März mit drei Blättern vom Stode trennt. Unter dem dritten Blatte erhalten sie den stüblichen, etwas schrägen Stecklingschnitt und bleiben dann einige Zeit liegen, damit der Milchsaft verhärtet. Ist dies geschehen, so wird er abgewaschen, und die Stecklinge kommen einzeln in ein Medizinglas mit Wasser, welches einige Holzbohlenstücke enthält. Sie bleiben darin so lange, bis sie Wurzeln gebildet haben, worüber Monate vergehen können. In dieser ganzen Zeit ist ihnen ein Stand am Fenster, vor brennender Sonne aber geschützt, zu geben. Der junge, bewurzelte Gummibaum erhält, sobald seine Wurzeln einige Centimeter lang geworden sind, einen kleinen

Topf mit saubiger Heideerde und einen Stab, der ihn festhält. Sind die Wurzeln erst in die Erde eingebracht und ist infolge ein- oder mehrmaligen Umpflanzens, das jedesmal stattfindet, wenn die Wurzeln den Topfrand berühren, der eigene Halt größer geworden, dann kann der Stab weggelassen. Auch Zweiglein vom Gummibaum ohne Spitze lassen sich zur Stecklingszucht recht gut verwenden. Es dauert aber sehr lange, bis eine hübsche Pflanze daraus wird.

M. W. in Graz. Die englische Manier ist jener altmodischen des Fleisches vorzuziehen.

Abonnetin in Triest. Wegen Mangels an Raum leider nicht zu veröffentlichen.

M. v. S. in Thorn. Die Schilderung, die Kant über die Fehler und Gebrechen in den Volksharakteren giebt, lautet sehr lakonisch: „Frankreich ist das Mobenland, England das Land der Laune, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland, Deutschland das — Eitelnd.“

G. R. in Wien. Petroleumfede lassen sich aus Stoffen entfernen, indem man den Stoff über einer Unterlage von Wischtüchern stark mit Gips bestreut und dann mit Benzin betröpfelt. Das Benzin lockert nach und nach das Petroleum auf der Faser und läßt es teils durch das Wischtuch, teils durch den Gips aufsaugen. Nach einigen Stunden wird der wieder getrocknete Gips gut abgeblättet.

H. B. in Charlottenburg. Unterricht im Retouchieren und Liebermalen von Photographien erhalten Sie z. B. in der Lehranstalt von Martha Dorn (vorm. Eise Vogelhang) in Berlin (Lützowstr. 59).

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Augen und Zähne. Man kann behaupten, daß ein unbestimmbares, geheimnisvolles Band die beiden Zierden des menschlichen Angesichts so eng miteinander verbindet, daß erst die Schönheit der einen durch den Glanz der anderen ins rechte Licht gebracht wird. Daher mag wohl der Volksglaube stammen, daß mit dem Verlust der sogenannten Augenzähne auch eine Schwächung der Sehkraft bedingt sei, — ein Glaube, der zwar wissenschaftlich nicht bestätigt wird, der aber gewissermaßen demonstriert, daß das den Augen innewohnende Feuer durch ein lüdenhaftes Gebiß gedämpft zu werden scheint. Und kann denn das Lächeln einer schönen Dame reizend genannt werden, wenn nicht Augen und Zähne in hellster Reinheit und Gesundheit strahlen? Fast instinktiv bringt das Auge des Beschauers beide Organe in engen Zusammenhang und fühlt sich verletzt, wenn es auf eine Mangelhaftigkeit eines derselben stößt. Wie oft sind solche scheinbar unmerkliche Fehler der Grund zur Abneigung, ja mitunter sogar die Ursache eines ganz ungerechtfertigten Eifers gegen die damit behaftete Person geworden!

Sonderbarerweise wendet man allen Organen des menschlichen Körpers mehr Aufmerksamkeit und Pflege zu als den Zähnen; hat

das vielleicht darin seinen Grund, daß die Zähne durch die Lippen verdeckt werden können? Doch wahrscheinlicher. Es giebt ja auch genug Menschen, bei denen nur das sauber ist, was zu sehen ist: das Gewand, die Hände, das Gesicht und der Teil des Halses, der über die Kleidung hinausragt. Alles übrige, was verdeckt ist, ist unrein. Man kann sich fast stets darauf verlassen: wer seine Zähne nicht pflegt, ist auch am ganzen Körper unsauber. Man wird auch sehr selten irren, wenn man Leute, die ihre Zähne dahin modern lassen, für schlaff, energielos und etwas beschränkt hält. Möchten sich doch solche Personen endlich zu der Einsicht aufraffen, daß die Pflege der Zähne weit wichtiger ist, als das Waschen der Hände. Zähne bekommt man nur einmal im Leben! Die Beschaffenheit der Zähne bestimmt unsere ganze Verdauung, also unser Wohlbefinden überhaupt, und somit zum nicht geringen Teil die Dauer unseres Lebens. Ja, wenn die Zahnpflege noch eine schwere Arbeitsleistung wäre, die an unser Gehirn oder an unsere Körperkräfte immense Anforderung stellte, dann ließe sich diese Reinlichkeitscheu noch erklären, so aber ist ja die Pflege des Mundes so furchtbar einfach und bequem. Man braucht sich nur an tägliche Mund-

spülungen (sogenannte Mundbäder) mittelst Odol zu gewöhnen. Schon des Wohlbehagens wegen, welches man sich durch das diesen Odol-Spülungen sofort folgende erfrischende Gefühl verschafft, sollte man sich dazu entschließen. Diese Mundspülungen werden in der Weise vorgenommen, daß man zunächst einen Schluck Odol-Wasser 2—3 Minuten im Munde behält (damit sich das Odol-Antiseptikum überall gut einsaugen kann), mit dem nächsten Schluck das Odol-Wasser durch die Zähne hin- und herzieht, kräftig spült und schließlich gurgelt. Diese ganze Prozedur nennt man odolisieren. Wer konsequent morgens, mittags und abends den Mund odolisiert, verschert seine Zähne gegen Hohlwerden absolut, und ein für alle Mal ist der Mund gegen üble Gerüche gesichert. Wir raten deshalb eindringlich und mit gutem Gewissen allen, die ihre Zähne gesund und ihren Mund geruchfrei erhalten wollen, sich an eine fleißige Mundpflege mittelst Odol zu gewöhnen. Wie überaus wohlthätig diese Odol-Spülungen wirken, werden namentlich solche Personen verspüren, die mehrere hohle Zähne im Munde haben. Hier ist die Wirkung prompt und überraschend.

Schweizer Seide

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca. 80
Seiden-Webstühle (Handstühle) ca. 24,000
Seiden-Webstühle (mechanische) ca. 8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr ca. 30,000,000
Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

Seidene Ballstoffe.

Wer Damen-Mantelstoffe

zu Fabrikpreisen kaufen will, verlange meine Mustercollection. Dieselbe enthält das Neueste in Regenmantelstoffen, farbigen Tuchen, Covert-Coats und Noppenstoffen; eine reiche Auswahl wollener und seidener Ripsstoffe, Crêpons, Chevôts, Foulé- und Ramagé-Stoffe. Imprägnirte Staubmantelstoffe in allen Preislagen, Costume und Lodenstoffe, Bezugstoffe für Röder und Abendmäntel, sowie schwarze und farbige Zanella.

Schneidermeister und Modistinnen

erhalten diese Collection, welcher die neuesten Modebilder beigelegt sind, umsonst und franco zum Auslegen in Ihrem Atelier, Private zur Auswahl ihres Bedarfs, mit genauer Angabe des Gewünschten, kostenfrei zugesandt.

Siegmund Mendelssohn,

Fabrik moderner Damen-Mantelstoffe
Berlin C., Stralauerstrasse 12.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands größtes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hofliefer., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Das beste u. berühmteste Toilettepuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Prüfet Alles — — Behaltet das Beste!!!



„VICTORIA-“ Nähmaschinen

Gegr. 1863 | aus der Fabrik | Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

Zu haben in fast allen Städten bei den Alleinvertretern.

sind aus bestem Material,
— aufs Sorgfältigste justirt, — Man achte auf die
— mit patent. Verbesserungen, — Fabrik-
— im höchsten Grade vollkommen, — Marke.
— dauerhaft und leistungsfähig, —
arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stich.

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat. Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 51539 No. 227966

EAU MELBA

zum Frisieren und Wellen der Haare.
Paris: 227 rue St. Denis. — M. 2 u. 3 in allen Friseur- u. Parfümerie-Geschäften.



in Deutschland Mk. 1,50; Oesterreich-Ungarn fl. 1,— ö. W.; Russland Rbl. 1,50; Schweiz Frs. 2,50; Holland fl. 1,—; Belgien Frs. 2,25.

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollfäden aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch **R. Eichmann, Ballenstedt a. H.** Leistungsfähigste Firma! Käufer umgehend frei.

Echte Briefmarken.

100 überseeische M. 2.—
50 orientalische „ 1,50
8 Columbus „ 1,75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Betrachten Sie mich



oder andere Damen, die wie ich gebrauchen, Sie finden dann, dass die Wirkung dieser beliebten Toilette-Crème wirklich wunderbar ist. Denken Sie sich einen unreinen, fleckigen Teint, ein Gesicht, das durch Sommersprossen, Mitesser, Finnen und Pusteln entstellt war, ist es da nicht angenehm zu wissen, dass man diese Uebelstände durch den Gebrauch von

CRÈME IRIS rasch beseitigt. Machen Sie nur einen Versuch, wie ich das gethan, und überzeugen Sie sich selbst, dass Ihr Teint dann blendend weiss und tadelloser rein wird, dass Ihre Haut sammetweich, dass Falten und Runzeln, diese Zeichen vorzeitigen Alters, bei rechtzeitiger Anwendung sich glätten und das Aussehen jugendlich wird. —

Wie unangenehm ist eine rauhe, rissige und spröde Haut, aufgesprungene, mit Frostbeulen behaftete Hände, Gesichtsröthe, Brennen und Jucken der Haut. Verwenden Sie künftighin nur

CRÈME IRIS und diese Uebelstände verschwinden sofort. Die Wirkung ist eine auffallend rasche und wirklich frappante.

Geordnete Hautpflege ist nicht Eitelkeit, sondern ein Gebot des Anstandes.

Crème Iris sollte daher in jeder Familie zum täglichen Gebrauche auf dem Toilettetisch stehen. Es ist leichter, Hautfehlern vorzubeugen und solche im Entstehen zu unterdrücken, als in ausgedehnter Masse bereits vorhandene zu beseitigen.

Crème Iris ist ärztlicherseits warm empfohlen, garantiert unschädlich und völlig frei von Oel und Fett, verursacht nie Flecken in Wäsche oder Kleidung. Ausgiebigkeit enorm. Geordnet oder direct gegen Voreinsendung von Mk. 1,50 durch die Fabrikanten **Apotheker Weiss & Co., Giessen und Wien, Kärntnering 6.** — Für Holland: **Perry & Co., Amsterdam.** — Für Belgien: **Norbart Dekeyn, Brüssel, 49 Rue Fossé-aux-Loups.** — Schweden und Norwegen: **A. Mohr, Kopenhagen, Amager torr 31.** — Schweiz: **L. Wirz, Basel 145.**



Krankenfahrräder,

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollen Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36—250 Mark die

Dresdner Kinderwagenfabrik
G. E. Höfgen, Dresden N.,
Königsbrückerstr. 56.

Ausführliche illustrierte Kataloge auf Verlangen gratis und franco.

THEE Hehr. WILH. SCHMIDT FRANKFURT A/M. Neue Kräme 20. Gegr. 1730. Theespecialmischung Mk. 2.50-3.-4.-5.-pr.Pfd.



Amerikanische Harmoniums
ber Berühmten
Carpenter Organ Company
zu Nr. 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550, 650, 800. Wundervoller Ton.
Höchste Auszeichnung in Chicago.
General-Vertrieb für den Europ. Continent:
Jul. Hehr. Zimmermann,
Musik-Export, Leipzig.
Illustrierte Preisliste gratis und franco

Lohse's La Violette-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. * **GUSTAV LOHSE** * Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant. —
Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.



Schönheit der Zähne

Sarg's anerkannt unentbehrliches **Zahnputzmittel.**

Zu haben bei den Apothekern, Drogisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf.
Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.



Emser Pastillen gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen

Catarrh. Husten. Heiserkeit. Verschleimung.

Jede Schachtel der aus den Salzen der König Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe“

Canfield Schweissblatt. Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht. Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

Canfield Rubber Co., Hamburg, Pickhuben 5. Wien, I., Liebenberggasse 7, Paris, 19 rue J. J. Rousseau.

Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.



Nebergergarn ist das beste baumwollene Strickgarn. Diamantschwarz und alle Farben echt und nicht gesundheitsschädlich

NEBERGARN-ESTREMADURA, NEBER-DOPPELGARN auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt.

Rudolf Gericke's Potsdamer Zwieback

der seit Alters in unserer Kaiserl. Familie verwandt, sowie v. d. ersten ärztlichen Autoritäten als der beste anerkt. Zwb. Rudolf Gericke, Kais. Igl. Hof. Gegr. 1729. Telegr.-Adr.: „Zwiebackfabrik Potsdam“.

350 Zwb. u. je 1 Potsdamer Grahambrod, Kraftbrod u. Pumpernickel (5 Kilo) = 4,40 Mk.

Einziges Etabliss., welches in Paris mit d. gold. Medaille ausgez. wurde.

Pariser Mieder (Corsets) Madame M. WEISS (aus Paris) Wien, I., Neuer Markt 2.

Preise der Mieder: 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimet. von: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken unter den Armen genommen, 2. Umfang der Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen, ohne abzurechnen.

Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

In Chicago prämiirt wurden **Leichner's Fettpuder** und **Leichner's Hermelinpuder.**

Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder u. geben der Haut einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik **BERLIN, Schützenstr. 31,** und in allen Parfümerien. Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**

Halb. Roll. v. ca. 25 qm franco d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel“

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm	1,60 M.
Gemustert „2“ „ „ „	1,80 „
Einfarbig „3“ „ „ „	2,30 „
Einfarbig „3 1/2“ „ „ „	2,85 „
Gemustert „4“ „ „ „	3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must.	tritt sich nie ab, qm 4,25 M.
Extrabreites englisches Linoleum 866 ctm (4 engl. Yards) breit:	
Einfarbig ca. 4 mm stark qm	3,70 M.
Gemustert „4“ „ „ „	4,60 „

Läufer und Teppiche in allen Grössen. **Julius Henel vorm. C. Fuchs,** Lieferant mehrerer Höfe. **BRESLAU, Am Rathhause 24-27.**

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Sie sparen Handschuhe, Strümpfe und Socken

Paul E. Droop, Chemnitz 3.

Blutarme schwache Personen sollten Dr. Derrnehl's Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 29 Jahren, ist es das beste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Blutcirculation, schafft Appetit und gesundes Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes; unzählige Dankschreiben. Schachtel M. 1,50. Grosser Erfolg nach 3 Schachteln. Allein acht: Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.

Pralinés X

Eine reizende Beschäftigung ist es, sich alle Arten Pralinés, Oster-Eier aus Chocolate mit Creme, Marzipan u. Nussfüllung selbst, im Hause am Familienische, herstellen zu können. Alle Kinder können helfen! Hei, der Jubel, wenn das erste Praliné oder das erste Marzipané fertig ist! Wer das Buch: **Eli Domo, Pralinéanfertigung** kauft — 1 Mk., Verlag **Otto Nahmacher, Neubrandenburg** — kann sogl. danach arbeiten.

Eisenmagnesia-Pillen bei Blutmangel.

Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich per Dose	Mk. 1,50.
ca. 220 bis 240 Stück.	
Apotheker Kirchmann-Ottensen.	Hamburg.

Gelegenheitskäufe in schwarzen und farbigen **Seidenstoffen**

geeignet für: Costumes, Blousen, Jupons, Schürzen, Besätzen

2 Mark p. Meter u. höher empfiehlt **Erstes Münchener Seiden-Waaren-Versandhaus**

G. Neustätter, kgl. bayer. Hoflieferant, München, Rindermarkt 23.

Muster franco geg. frankirte Rücksendung. — Sendungen über 20 Mk. franco durch ganz Deutschland. Versand per Nachnahme.

Billigste Bezugsquelle für **Teppiche!**

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mk. Prachtkatalog gratis!

Sophatstoff-Beste einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco. **Teppich-Fabrik Emil Lefèvre BERLIN S. Oranienstr. 158.**

Stilvolle Laubsäge, Schnitz-, Flach- u. Kertschnitt-, Holzbrand- und Holzmaleri-Vorlagen auf Papier u. direkt auf Holz gedruckt. Preisconrant mit 1200 Ill. über 1000 Nrn., auch über Werkzeug und Materialien für 30 Pf. Briefm. **Mey & Widmayer in München.**

Kanarienvogel, grösstes Postversand-Geschäft nach allen Orten Europas Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Katalog frei.

W. Günneke, St. Andreasberg i. Harz.

Unschädlich absol. sicher ist **ENTHAARUNG** nur durch Antikrinin. Original-Dose geg. M. 2,20 in Marken bei **Dr. Perl & Co., Berlin, Scharnhorststr. 8.**

Damen! die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lobenden Nebenwerb durch Verkauf von Damenfriseurerzeugnissen u. i. m. nach Mustern an Private. **Paul Louis Jahn, Fabrik u. Versandgeschäft, Greiz 18.**

Kanariensänger empfiehlt mit tiefem Wohl- und Nachtigallenschlage von 7 Mart an. Garantie für lebende Ankunft. Preisliste frei. **Ad. Janson, Lauterberg, Harz.**

Krinochrom von **J. Barthol, Inh. B. Orlich** Berlin, Königsbergerstr. 21a. Bestes Haarfärbemittel in Schwarz, Braun, Cendré à Cart. 4.50. Lager b. **Gustav Lohse, Hofl., Jägerstr. 46.** E. Karig, Nachf. Lohmann, Friedenau.

Berlin W. 30, Zietenstrasse 22, im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause, **Vorbildungs-Anstalt (Militär-Pädagogium)** von **Dir. Dr. FISCHER,** 1888 staatl. konzess. für alle Militär- und Schulexamina. Unterricht, Disciplin, Tisch, Wohnung vorzüglich empfohlen von den höchsten Kreisen. 1895 bestanden 147 Fähnriche, 18 Primaner, 4 Obersekundaner, 10 Eijährige, 3 Untersekundaner. Prospekt unentgeltlich.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt Riva am Gardasee. Neueste Nährsalz-Diätetik und Anwendungsform der Massage. Prospekte hierüber gratis. Wochenpreis von 50 Mk. aufwärts. Vorausbestellung nöthig.



OTTO HERZ & Co. berüht durch SOLIDITÄT

anerkannt bestes Fabrikat

Frankfurt a. Main. ELEGANZ u. d. vorzüglichsten PARSORM

EN GROS EXPORT

DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins. Central-Verwaltung: Leipzig, Pfaffenbörgerstr. 17.

Gesichtshaare und ihre Heilung (Schrift v. Dr. Clafen) verf. geg. 130 Pf., Apoth. Wegener, Reinfeld i. H.

Dr. Luff's für Haut- & Gesichtspflege ist ein **FRIS-Seife** Crème

Von **Apotheker Weiss & Co. in Giessen.** Preis pro Carton à 3 Stück Mk. 1,50. Überall zu haben.